

Heinz Karrer verteidigt Economiesuisse

DIE WELTWOCHEN

Nummer 8 – 23. Februar 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Rote Hölle
Schweiz**
Christoph Mörgeli
über den neuen linken Übermut

Züri West Die Seele Berns

Palästina
Schweizer
Steuermillionen
für Hitler-Verehrer

Geert Wilders
Hollands
Enfant terrible
im Originalton

Wallis
Alle gegen
Freysinger
First Lady
Nur Heuchler
kritisieren
Melania
Leben heute
Protein
statt Party

Kuno Lauener, 55



HUBLOT



BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com

hublot.com • f • t • i

Classic Fusion Aerofusion Moonphase.
Gehäuse aus der einzigartigen Rotgold-
Legierung King Gold. Zifferblatt aus Saphir
ermöglicht Einblicke in das Uhrwerk und zeigt
Mondphasen, Kalender, Tag und Monat an.

Plötzlich kannte sie die ganze Schweiz. «I schänke dr mis Härz» von Züri West lief 1994 im Radio rauf und runter, die jungen Schweizer Frauen schwärmten plötzlich alle für Frontmann Kuno Lauener. Der Sänger mit



«I schänke dr mis Härz»: Kuno Lauener.

der rauchigen Stimme wurde zum «James Dean der Schweiz» ernannt, zum Mann mit dem grössten Sex-Appeal des Landes. 33 Jahre existiert die Mundart-Band nun schon – ihre Faszinationskraft ist ungebrochen. Nach längerer Pause veröffentlichen die Berner nächsten Monat wieder ein Album. Für uns ein Grund, zurückzuschauen auf die bewegte Geschichte einer der erfolgreichsten und interessantesten Musikgruppen der Schweiz. **Seite 14–19**

Wie geht es in Sachen Unternehmenssteuerreform III nach dem Volks-Nein weiter? Die Linken stehen sofort mit Abänderungsforderungen da, die den Staat vor Sparmassnahmen schützen und den sogenannten Privilegierten und Reichen noch etwas mehr Geld abnehmen sollen. Wohin eine solche Politik führen würde, beschreibt Christoph Mörgeli in dieser Ausgabe unter dem Titel «Schweiz als rote Hölle» – und mehr noch: Die Schwäche der linken Argumentation kommt umso deutlicher zum Ausdruck, je genauer man hinschaut, wer dabei vor allem kassieren würde, und zwar auf Kosten der guten Steuerzahler. Warum gelang es den Wirtschaftsverbänden nicht, gegen die drittklassigen Argumente anzukommen? Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer beschreibt hier den missglückten Abstimmungskampf und zieht seine Schlüsse daraus.

Als weitere wichtige Lehre daraus zeichnet sich ab: Die Schweiz kann dem OECD-Bannstrahl gegen unsere Steuerregeln ganz einfach und elegant ausweichen, wenn sie den Föderalismus spielen lässt. **Seite 11, 22, 25**

Er will den Koran verbieten, Moscheen schliessen und die Grenzen dichtmachen. Der Niederländer Geert Wilders versetzt mit seinen Forderungen ganz Europa in Wallung. Die *Weltwoche* druckt ein Interview mit dem schillernden Chef der Partei der Freiheit (PVV), der Auguren beste Chancen auf einen Sieg bei den Parlamentswahlen Mitte März voraussagen. **Seite 38**

Für einmal stösst ein Personalentscheid Donald Trumps auf ungeteilte Zustimmung. Der neue Nationale Sicherheitsberater, General H.R. McMaster, gilt als brillanter Stratege. Im Irak hat er auf eigene Faust eine Anti-Guerilla-Strategie entworfen. Urs Gehrigger hat McMaster persönlich kennengelernt. Er porträtiert den Querkopf mit Kahlschädel und Dokortitel, der auch vor Vorgesetzten kein Blatt vor den Mund nimmt. **Seite 42**

Sven Michaelsen traf Peter Savic, den Coiffeur der Hollywoodstars, in dessen Lieblingsmexikaner, «Antonio's Restaurant», an der Melrose Avenue in West Hollywood. Beim Gespräch kam nebenbei die Frage auf, ob es eine Tendenz in der Geschichte gebe, sich vor allem der Menschen zu erinnern, die unverwechselbare Frisuren hatten – etwa Julius Cäsar, Albert Einstein, Marilyn Monroe, Adolf Hitler und die Beatles. Zu einer schlüssigen Antwort kam es nicht. **Seite 52**

Ihre Weltwoche

GESTRESST? ÜBERFORDERT? ERSCHÖPFT?

Zeit für eine Auszeit.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.


SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen AG
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrigger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwanager,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler,
Florian Brunner (*Assistent*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Aextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

8-Länderfahrt ins Donaudelta

mit den Luxusschiffen MS Thurgau Ultra ☀☀☀☀☀+

und MS Antonio Bellucci ☀☀☀☀☀



Es het solangs het Rabatt* bis Fr. 2500.-
 *Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs



Passau–Wien–Donaudelta–Budapest–Passau

15 Tage ab Fr. 2090.- (Rabatt Fr. 2500.- abgezogen, MS Thurgau Ultra, 29.10., Junior Suite MD, Vollpension)

- **Bequeme Busfahrt ab/bis Zürich oder St. Margrethen**
- **Glanzvolles Budapest**

Reiseprogramm

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Busfahrt ab Zürich/St. Margrethen nach Passau. Einschiffung und «Leinen los!».
- 2. Tag Wien** Rundfahrt/-gang* durch die Kaiserstadt Wien.
- 3. Tag Ordas** Ausflug* am Nachmittag durch die steppenartige ungarische Puszta mit traditioneller, artistischer Reitvorführung.
- 4. Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang* mit Festung Kalemegdan.
- 5. Tag Eisernes Tor** Genussvolle Fahrt durch das «Eiserne Tor».
- 6. Tag Bukarest** Ausflug* und Rundfahrt/-gang durch die rumänische Hauptstadt. Rückfahrt zum Schiff nach Fetesti.
- 7. Tag Donaudelta** Rundfahrt* mit Ausflugsbooten. Alternativ Delta intensiv.° Rückfahrt nach Braila. Ausflug+ nach Mamaia/Constanta und Stadtrundgang. Rückkehr zum Schiff.
- 8. Tag Rousse** Stadtrundfahrt/-gang* durch Rousse mit Dreifaltigkeitskirche und Ethnographische Museum.
- 9. Tag Eisernes Tor** Passage des «Eisernen Tores».
- 10. Tag Belgrad–Novi Sad** Ausflug* und Rundfahrt/-gang durch Novi Sad mit Besuch der Wehranlage Petrovaradin.
- 11. Tag Mohács** Ausflug* ins ungarische Pécs.
- 12. Tag Budapest** Kurze Stadtrundfahrt/-gang* zum Heldenplatz und Gellertberg. Am Nachmittag Zeit zur freien Verfügung.
- 13. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang* und Fahrt zur imposanten Burg. Rundgang durch die Altstadt mit St. Martinsdom.
- 14. Tag Weissenkirchen** Busfahrt* zum Benediktinerstift Melk und Rundgang. Alternativer Ausflug* zur Burgruine Aggstein.
- 15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung und Busrückfahrt nach St. Margrethen/Zürich. Individuelle Heimreise.

* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar (11 Ausflüge Fr. 340.-)
 + Fak. Ausflug vorab und an Bord buchbar (Constanta Fr. 55.-)
 • Alternativer Ausflug an Bord wählbar
 ° Gegen Aufpreis zum Ausflugspaket vorab buchbar (Donaudelta intensiv Fr. 40.-)

Programmänderungen vorbehalten
 Details im Internet oder Prospekt verlangen.

MS Antonio Bellucci*****

Luxusschiff für 141 Gäste. Alle Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Telefon, Safe, TV und individuell regulierbarer Klimaanlage. Kabinen auf Mitteldeck und Oberdeck (15 m²) mit franz. Balkon, Tisch und zwei Sessel (ausser Mitteldeck hinten). Kabinen auf dem Hauptdeck (13 m²) mit kleinen, nicht zu öffnenden Fenstern. Bordausstattung: Foyer, Shop, grosszügiges Restaurant, Panorama-Salon mit Tanzfläche und Bar, Sauna- und Fitnessbereich, Sonnendeck mit Whirlpool. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt
 02.06.–16.06.* **400** 16.06.–30.06. **400**
 * nur noch wenige Kabinen verfügbar

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	ausgeb.
2-Bettkabine Hauptdeck	2990
2-Bettkabine MD hinten, franz. Balkon	3790
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	3990
2-Bettkabine OD hinten, franz. Balkon	4140
2-Bettkabine Oberdeck mit franz. Balkon	4290
Suite Oberdeck mit franz. Balkon	ausgeb.
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
<i>Kreuzfahrt inkl. VP, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v.</i>	

2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon



MS Thurgau Ultra***** – mit gutbürgerlicher Küche

Luxusschiff für 120 Gäste. Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und individuell regulierbarer Klimaanlage. MD/OD mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (14 m²) und 2-Bettkabinen (12 m²) auf HD mit nicht zu öffnenden Fenstern. Junior Suiten sind 15.5 m² gross. Deluxe Suiten (22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Panorama-Salon/Theatron, kleines Wiener Kaffee, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift von MD bis OD. **Nichtraucher-schiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Abreisedaten 2017 Es het solangs het Rabatt
 14.05. **1000** 09.07. **1000** 03.09. **1000** 29.10. **2500**
 11.06. **1000** 06.08. **1000** 01.10. **1500**

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	3990
Mini Suite Hauptdeck	4090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	4590
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	4990
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon	5490
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon	5890
Queen Suite Oberdeck, mit Balkon	6890
Zuschlag Alleinbenutzung	auf Anfrage
<i>Kreuzfahrt inkl. VP, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v.</i>	

Deluxe Suite (22 m²) mit franz. Balkon



Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
 Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Arthur Cohn

Ein Abend mit dem grossartigen Autorenfilmer und gewinnenden Botschafter der Schweiz.

Von Roger Köppel

Eigentlich hätte diese Würdigung schon vor einer Woche hier stehen müssen, dann aber drängten sich die unseligen Unternehmenssteuern vor. Politik hat die durchaus unangenehme Eigenschaft, sich ungefragt ins Leben einzumischen.

Nun also dieser zauberhafte Abend, der uns wenigstens vorübergehend aus der Prosa der Patentboxen und kalkulatorischen Zinsen auf überschüssigem Eigenkapital herausriss. Eingeladen nach Basel, in die Welthauptstadt des Understatements, hatte Arthur Cohn, der mit sechs gewonnenen Oscars bedeutendste und erfolgreichste Schweizer Filmemacher der



Der Maestro mit seinen Oscars.

Geschichte. Auf dem Programm stand sein neues Werk «The Etruscan Smile», ein schöner, trauriger Film über einen Mann, der sterben muss, um die Liebe zum Leben und zu den Menschen zu entdecken.

Cohn, der Maestro mit der gelben Krawatte und der immer leicht zerstreuten Frisur, ist ein internationales Phänomen. Schon mit seinem ersten Dokumentarfilm holte er vor über fünfzig Jahren auf Anhieb einen Oscar. In der Schweiz wird sein gewaltiges Schaffen seither mit einer Mischung aus neidvoll skeptischer Bewunderung gewürdigt, was auch damit zusammenhängen mag, dass es dieser Mann beruflich in einer Branche ganz nach oben gebracht hat, die im Land der Bodenständigkeit nicht ganz geheuer sein kann.

Das Vorurteil freilich trifft es nicht, denn in der Glitzerindustrie ist Autorenfilmer Cohn mit seinem stillen und besinnlichen Kino ein erstaunlich erfolgreicher Sonderfall geblieben. Wann merken es die Schweizer?

Ihn faszinieren die Stoffe, die Geschichten, die Schauspieler. Fast schon provozierend wirkt heute sein Verzicht auf Spezialeffekte,



Hauptdarsteller Cox (Mitte) als grantiger Alter.

auf Sex, Gewalt und Lärm. Als er dem Chef der Fox-Studios «The Etruscan Smile» gezeigt habe, erzählte Cohn vor seinen 1300 prominenten Freunden und Gästen, habe der sich begeistert an Filme erinnert gefühlt, «wie man sie früher machte». Dass der Schweizer es irgendwie fertigbringt, mit seinem anspruchsvollen Gesamtwerk in der Traumfabrik zu bestehen, muss wiederum allen zu denken geben, die in Hollywood nur die Chiffre dröhnender Oberflächlichkeit erkennen wollen.

Cohn ist Künstler, aber eben auch ein Genie des Zwischenmenschlichen. Sein Freundeskreis ist echt und weltumspannend. Seine Premieren sind daher keine sterilen Promiparaden, sondern eine Art erweiterte Familientreffen. Von seinen Eltern, sagte er in seiner Ansprache, habe er Wurzeln und Flügel auf den Weg bekommen; Wurzeln, damit man wisse, wer man sei; Flügel, um in die Welt hinauszufiegen.

Cohns Vater war ein berühmter Anwalt in Basel, der auch an der Verfassung Israels mitgeschrieben. Seine Mutter dichtete Texte fürs berühmte Cabaret Cornichon. Der junge Cohn studierte Jus, wurde dann Sportreporter und wagte den Sprung ins Filmgeschäft. Einer

seiner grossen frühen Förderer war Vittorio De Sica, der italienische Meisterregisseur des Neorealismus, der mit seinem unverschnörkelten Wirklichkeitsstil und der berührenden Art, Menschen darzustellen, seinen Schweizer Schüler unverkennbar prägte.

Bereits vor achtzehn Jahren sicherte sich der zähe Qualitätsschürfer Cohn die Filmrechte am Bestseller «Das etruskische Lächeln» von José Luis Sampedro (1917–2013), einem spanischen Schriftsteller und kapitalismuskritischen Wirtschaftswissenschaftler. Das Buch handelt von einem gealterten italienischen Bauer und Widerstandskämpfer, der aus ge-



Cox und Cohn in Basel.

sundheitlichen Gründen von Kalabrien zu seinem Sohn nach Mailand ziehen muss. Der mürrische Patriarch findet dort, erst dank seinem kleinen Enkel, in den letzten Wochen vor dem Tod die Liebe zum Leben und zu seiner Familie.

Es ist ein typischer Cohn-Stoff, mit Menschenliebe und Humor erzählt, extrem sorgfältig gemacht, mit grossartigen Landschaftsaufnahmen und einer zurückhaltenden Regie im Dienst brillanter Schauspieler, unter denen der Hauptdarsteller Brian Cox mit seinem furchigen Bären Gesicht in der Rolle des grantigen, todkranken Alten herausragt.

Statt in Italien spielt der Film in Schottland und in San Francisco. Ausserdem mildert Cohn die moralisierende Gesellschaftskritik der Vorlage wohltuend etwas ab, so dass die handelnden Figuren und nicht die politischen Diagnosen ins Zentrum rücken. «Das Schwierigste war, sich von den Emotionen nicht auffressen zu lassen», sagte nach der Aufführung Brian Cox, selber Schotte, der mit seiner Frau eigens aus New York eingeflogen war, um sich den fertigen Film erstmals anzuschauen.

Das Publikum dankte begeistert. Am Schluss verneigte sich an diesem ausserordentlichen Abend unter Ovationen der ganze Saal vor Arthur Cohn, dem grossen Basler, der seit Jahrzehnten die Filmwelt erobert und dabei, lokalpatriotisch und weltläufig zugleich, ein geerdeter und liebenswürdiger Botschafter der Schweiz geblieben ist.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

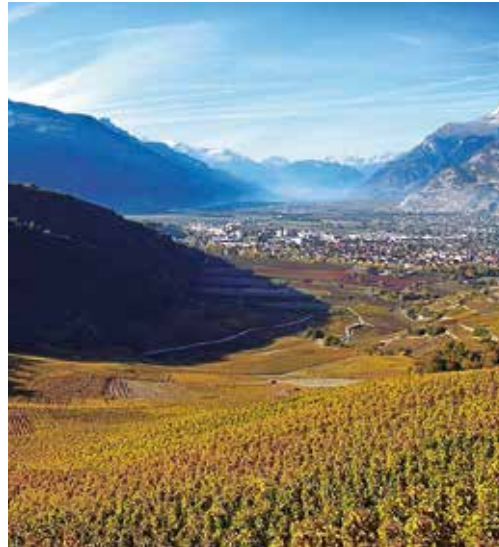
Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

The logo for Pyramide Klinik am See, featuring a stylized blue pyramid shape above the text 'PYRAMIDE KLINIK AM SEE'.



Akt der Emanzipation: Melania Trump. Seite 44



Das Wallis kommt nicht vom Fleck: Seite 28



«Unser Land wurde gekapert, und wir müssen es zurückerobern.»

Geert Wilders: Seite 38

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar
Blutbad am Röstigraben
- 9 Im Auge
Floyd Landis, Doping-Whistleblower
- 10 Migration Glatt verdoppelt
- 10 Energie So tun, als ob
- 11 Armee Ramstein lauert überall
- 11 Unternehmen Offen und ehrlich
- 12 Personenkontrolle Sommaruga,
de Watteville, Burkhalter etc.
- 13 Nachruf Nicolas J. Bär
- 20 Mörgeli Sprungbrettbohren
- 20 Bodenmann
Betet, freie Schweizer, betet
- 21 Medien Chef de Service public
- 21 Die Deutschen Mehr Vorbilder
- 46 Ausland
Man spricht Englisch in Down Under
- 47 Trumps Woche

Inland

- 14 **Züri West – Die Seele Berns**
Der Weg zum kommerziellen Erfolg
- 17 Wahre Erotik
Vera Kaa über Frauenschwarm Lauener
- 18 Bern ist überall
Phänomen Berner Mundartrock
- 19 Es ist wieder Zeit für Mojitos
Neues Album von Züri West
- 22 **Schweiz als rote Hölle**
Folgen eines Linksrutsches
- 26 In den Fängen des Feminismus
Konvention gegen Gewalt an Frauen

- 27 Bern Asyl-Eldorado
- 28 **Spektakel im Wallis**
Streit bei den Staatsratswahlen
- 30 Jung, krank, IV-Rentner
Immer mehr junge IV-Rentner
- 41 **Entwicklungshilfe** Schweizer
Steuergeld für Hitler-Fans

Interview

- 38 **«Darum will ich den Koran verbieten»** Der Niederländer
Geert Wilders über seine Absichten

Ausland

- 42 Der Bilderstürmer
Trumps Querdenker General McMaster
- 43 Trump Nero lässt grüssen
- 44 **Die Widerspenstige**
First Lady Melania Trump
- 45 Diktaturen Spielberg von Pjängjang

Wirtschaft & Wissenschaft

- 24 **USR III** Keine Angst vor der OECD
- 25 **Ohne Scheuklappen und Tabus**
Economiesuisse-Chef Heinz Karrer
- 32 **Versteckte Manöver der Notenbanken**
Folgen der Geldpolitik
- 34 **Das Erbe von «Easy Money»**
Brauchen wir eine höhere Inflation?
- 36 **Der Geldverbesserer**
Unternehmer Wences Casares
- 37 **Champions der Digitalisierung**
Die besten Schweizer Start-ups

Kultur & Gesellschaft

- 31 Jackie Kennedy lernte bei ihm
Skifahren Geburtstag von Art Furrer
- 50 Kräuseln im Datenstrom
Historiker Yuval Harari
- 52 **«Schönheit kann eine Last sein»**
Peter Savic, Hollywoods Starfriseur
- 55 **Das Durcheinander namens Leben**
Oscar-Favoritin Viola Davis
- 55 **Rock Krokus** unter Klassikern
- 58 **Protein statt Party**
Neuer Trend unter jungen Frauen
- 60 **«Wir machen das!»**
Das «Talvo» bei St. Moritz

Rubriken

- 48 **Ikone der Woche** Der Bolschewik
- 50 **Die Bibel** Keine Sorge
- 56 **MvH** Marcos de Quinto
- 57 **Knorr** «Harmonium»
- 57 **Jazz** Straymonk
- 62 **Thiel** Begriffsklärung
- 62 **Namen** Grandioser Werbespot
- 62 **Fast verliebt** Erfolg aus Rache
- 63 **Unten durch** Kopfnuss
- 64 **Wein** Les Pallières Terrasse du Diable
Gigondas 2014
- 65 **Auto** Porsche 911 Turbo S
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**

UNSER BESTSELLER NOCH BESSER




Der neue ASX schon ab CHF 17'999.-*

Erleben Sie den neuen ASX mit seiner neuen Fahrzeugfront im «Dynamic Shield» Look, dem genialen Mitsubishi Global Navigation MGN Infotainment System mit «Apple CarPlay» und «Android Auto», hochwertigen 18-Zoll-Alufelgen, Xenon-Scheinwerfern «Super Wide Range HID», Klimaautomatik und weiteren genialen Details jetzt bei Ihrem Mitsubishi Partner.¹

Genial bis ins Detail.



 www.facebook.com/mitsubishiCH www.mitsubishi-motors.ch

*ASX 2WD 1.6 Pure, 86 kW (117 PS), empfohlener Nettopreis, inkl. MWST CHF 17'999.-. Normverbrauch 5.7 l/100 km, 132 g CO₂/km (CO₂-Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 134 g/km), Energieeffizienzklasse E.
¹Die aufgeführten Ausstattungen sind nicht in allen Modellen verfügbar. Bitte beachten Sie die Ausstattungshinweise. Abbildung: ASX 2.2 DiD Style Anniversary 4x4, netto CHF 32'999.- (inkl. MWST und CHF 2'000.- Bonus) zuzüglich Metallic-Lackierung CHF 699.-, 110 kW (150 PS). Normverbrauch 5.8 l/100 km (Benzinäquivalent 6.5 l/100 km), 132 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse F. Angebot gültig bis 30.04.2017.



© -dj-, © -wv- und © Rovos Rail (3x)

Südafrika mit «Rovos Rail»

Kap der Sehnsucht

Eine Fahrt mit dem historischen Luxuszug durch die Naturlandschaften Afrikas ist eine der schönsten Arten des Reisens. Erkunden Sie die Höhepunkte unserer 15-tägigen Südafrika-Exkursion.

Auf dieser exklusiven Fernreise erleben Sie die atemberaubende Vielfalt der «Rainbow Nation». Bis zu 147 Säugetierarten – inklusive der «Big Five» – können Ihnen im weltberühmten Krüger-Nationalpark begegnen. Im Tsitsikamma-Nationalpark werden Sie von der üppigen Vegetation überwältigt. Sie entdecken das Kap der Guten Hoffnung und die Cango Caves, die zu den schönsten Naturhöhlen der Welt gehören, sowie Kapstadt, das im Süden Südafrikas gelegene kulturelle «Herz» des Landes – eine der schönsten Städte der Welt.

Die 800 Kilometer lange Strecke von Kapstadt nach Pretoria – über Worcester, Matjiesfontein und Kimberley – ist ein Abenteuer aus einer vergangenen Ära. «Pride of Africa» (Stolz Afrikas) werden die Nostalgiezüge von Rovos Rail genannt. Im Salon-Waggon oder auf der Terrasse des Aussichtswagens geniessen Sie in entspannter Atmosphäre die Schönheiten Afrikas. Für das Wohlergehen an Bord sorgen die erstklassige Küche im Belle-Epoque-Speisewagen und die luxuriösen Suiten.

Reiseprogramm (Auszug):

- 1. Tag: Nachtflug Zürich–Johannesburg
- 2. Tag: Ausflug Hauptstadt Pretoria Stadtrundfahrt; Abendessen in der Lodge

3. Tag: Krüger-Nationalpark Sightseeing durch die Provinzen Limpopo und Mpumalanga; Abendessen im Restcamp

4. Tag: Safari und White River Pirschfahrt zu den «Big Five»; Dinner im Hotel bei White River

5. Tag: Blyde River Canyon Ausflug zu God's Window, Bourke's Luck Potholes, Three Rondavels

6./7. Tag: Garden Route, Tsitsikamma Stadtrundfahrt in Port Elizabeth; Bootsfahrt in der Lagune von Knysna

8. Tag: Tropfsteine und Riesenvogel Fahrt über den Outeniqua-Pass und durch die Kleine Karoo zu den Cango-Höhlen; Straussenfarm in Oudtshoorn; Barbecue

9./10. Tag: Kapstadt und Tafelberg Weindegustation und Lunch in Paarl; Rundfahrt in Stellenbosch; Tafelberg und Signal Hill

11. Tag: Kap der Guten Hoffnung, Pinguine Fahrt nach Hout Bay; via Chapman's Peak Drive zum Kap der Guten Hoffnung; Besuch des Botanischen Gartens von Kirstenbosch

12./13. Tag: Rovos Rail Rundgang in Matjiesfontein; Besichtigung der Diamantenmine Big Hole in Kimberley

14./15. Tag: Pretoria und Rückreise Lunch in Sandton bei Johannesburg

Platin-Club-Spezialangebot

15-tägige Südafrika-Reise und Rovos Rail

Reisedatum:

26. Oktober bis 9. November 2017

Leistungen:

- Flug Zürich–Johannesburg–Zürich
- Inlandflug Johannesburg–Port Elizabeth
- Fahrten und Transfers im klimatisierten Reisebus
- Rovos Rail Kapstadt–Pretoria inkl. 2 Übernachtungen (Deluxe-Suite bzw. Pullmann-Suite)
- 9 Übernachtungen in Hotels oder Lodges
- Frühstücke, Mittagessen, Lunchpakete, Barbecues, Dinners gemäss Programm
- Afrikanischer Abend mit Unterhaltung
- Degustation von Kapweinen
- Rundreise mit Ausflugsprogramm
- Safari im Krüger-Nationalpark
- Qualifizierte Reiseleitungen

Spezialpreis:

Fr. 6950.– pro Person im Doppelzimmer
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 590.–

Limitierte Teilnehmerzahl:

Mindestens 20 Personen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt. Programmänderungen vorbehalten.

Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche
Telefon 091 752 35 20
info@mondial-tours.com

www.weltwoche.ch/platinclub



Blutbad am Röstigraben

Von Jürg Altwegg — Ringiers *L'Hebdo* ist Geschichte, *Le Temps* ist in Not. Die Abhängigkeit der welschen Presse von Zürich wird zur Belastung für den nationalen Zusammenhalt.

Im Umfeld der SVP konnte man sich eine gewisse Schadenfreude nicht verkneifen: Mit *L'Hebdo* versenkt Ringier das Flaggschiff der welschen Europäer. Seit Jahren schrieb das Magazin rote Zahlen. Für den Niedergang waren nicht nur die Schwierigkeiten der Presse verantwortlich. Mit dem Abflauen der Euro-Begeisterung in der Westschweiz hatte das Magazin an politischer Bedeutung verloren.

1992 hatten in Genf und der Waadt je 78 und in Neuenburg 80 Prozent, in den zweisprachigen Kantonen Wallis und Freiburg immer noch 56 und 65 Prozent der Bürger für den EWR-Beitritt gestimmt.

Die Ausrichtung auf Lifestyle und Soft-Themen brachte keine wirtschaftliche Besserung. Doch mit *L'Hebdo* verliert die Westschweiz auch einen Teil ihrer Identität. Das 1981 gegründete Magazin wurde zur «Stimme der Romandie», deren Gazetten kantonale ausgerichtet waren – in Genf erschienen damals noch vier Tageszeitungen. Dass das Schweizer Kulturzentrum in Paris entstehen konnte, ist einer *L'Hebdo*-Kampagne zu verdanken. Der Erfolg und die Begeisterung waren so gross, dass der Verlag 1991 sogar eine Zeitung gründete: *Le Nouveau Quotidien*.

Speerspitze im rhetorischen Bürgerkrieg

Das Magazin und die Tageszeitung waren die Westschweizer Speerspitze im rhetorischen Bürgerkrieg, der am Röstigraben tobte. 1998 wurde der *Nouveau Quotidien* mit dem liberalen *Journal de Genève* der Genfer Privatbanken zusammengelegt: *Le Temps*. Alle Synergienmöglichkeiten zwischen seinen beiden (Westschweizer) Qualitätstiteln *L'Hebdo* und *Le Temps* hatte Ringier ausgereizt, die Redaktionen arbeiteten in einem gemeinsamen Newsroom. Mit dem Aus für *L'Hebdo* läutet der Verlag eine neuerliche Sparrunde ein. Sein Chefredaktor, Alain Jeannet, spricht von einem «Blutbad». Insgesamt fallen 37 Stellen weg. Für *L'Hebdo* wurde vergeblich ein Käufer gesucht, für *Le Temps* scheint der Verlag noch an einen möglichen Abnehmer zu glauben.

Im vergangenen Herbst hatte Tamedia bei der *Tribune de Genève* und *24 heures* einen weiteren Personalabbau von 14 Prozent vorgegeben. Ihr gehört auch die Boulevardzeitung *Le Matin* mit der weitverbreiteten einzigen Sonntagszeitung und die Gratiszeitung *20 minutes*. Die Kantonsregierungen in Genf und Lausanne fürchten um die Demokratie und suchen das Gespräch mit den Zürcher Verlagshäusern.



Identitätsverlust: *L'Hebdo*-Chef Jeannet.

Gemeindepräsidenten veröffentlichten Appelle. In den Parlamenten werden Vorstösse für die Rettung der Zeitungen mit Geld vom Staat eingereicht.

Am Röstigraben herrscht derweil Ruhe. Europa ist keine Verlockung mehr. Es gibt überhaupt keine gravierenden Differenzen. Die Auseinandersetzungen um die Landessprachen und ihre Priorität in der Schule werden in beiden Landesteilen mit mehr Scheinheiligkeit als Engagement geführt. Der kulturellen Vermittlung, die das zentrale Anliegen der eidgenössischen Kulturpolitik sein müsste, fühlt sich kaum noch jemand verpflichtet. Dass die Beziehungen zwischen den Landesteilen gegenwärtig nicht unbedingt sehr intensiv und leidenschaftlich, aber unproblematisch sind, ist erfreulich. Aber man dürfte ihnen ein bisschen mehr Sorge tragen. Sollte sich die wirtschaftliche Lage verschlechtern, könnten die Konflikte schnell wieder aufflammen. Noch spricht keiner von einer Kolonialisierung der öffentlichen Meinung. Aber die Reaktionen mancher Politiker und Journalisten, auch vieler Leser auf die unvermittelt bewusst gewordene Abhängigkeit der gedruckten Medien von Zürich deuten an, wie schnell die Deutschschweiz zum Feindbild werden kann. Und manchmal gar nicht zu Unrecht.

Eine Portion, please



Floyd Landis, Doping-Whistleblower.

Gut und Böse unterscheiden lernte er im Haus der Eltern, bekennenden Mennoniten, als kleiner Junge in Farmersville, Pennsylvania. Sein erstes Radrennen gewann er in langen Hosen, denn Shorts zu tragen verboten die religiösen Gesetze. Und trainieren musste Floyd Landis heimlich nachts. 2006 gewann der Naturbursche die Tour de France. Welch schöne Fabel. Doch dann stürzte der Himmel ein, und Landis flog als Betrüger auf. Er bestritt vehement, jemals gedopt zu haben, und brachte mit Crowdfunding eine halbe Million Dollar Spenden für Anwaltsrechnungen zusammen. Konnte der gläubige Täufer lügen? Seine Frau verliess ihn. Landis verfiel dem Alkohol. 2010 entschloss er sich zur Gewissenswäsche: Er legte ein umfassendes Geständnis ab und entlarvte den Tyrannen der Branche, seinen langjährigen Boss und siebenmaligen Tour-de-France-Dominator Lance Armstrong, als Schwindler und Heuchler. Landis schilderte, wie er 2002 in den verschwörerischen Geheimbund des radelnden Diktators eintrat und in St. Moritz im Wohnwagen des berühmten Michele («Dottore Epo») Ferrari die erste Testosteronspritze gesetzt bekam.

Der vom Schicksal abgeschriebene ehemalige Kletterkönig zog sich zurück ins Bergnest Leadville, 2580 Einwohner, 3094 m ü. M., in den Rocky Mountains. Armstrongs Entzauberung erfolgte in Kettenreaktionen: Zuerst die Verachtung, jetzt die Vernichtung. Ein Gericht in Washington D.C. hat die Türe zu einem Schadenersatzprozess aufgestossen. Der US Postal Service hat Armstrong und sein Team als Sponsor mit fast hundert Millionen Dollar gefüttert und verlangt diesen Betrag von ihm zurück. Nach gängiger Praxis fällt Floyd Landis als Whistleblower ein Drittel der Schadenssumme zu. Weitere Klagen könnten folgen, Armstrong wäre vermutlich bald pleite. Mittlerweile hat Landis, 37, die guten Drogen entdeckt. Er verkauft in Leadville über den Ladentisch Haschischportionen, bis maximal 28 Gramm pro Kunde, feinsäuberlich abgewogen. Denn der Bundesstaat Colorado hat den Graskonsum legalisiert. Peter Hartmann

Glatt verdoppelt

Von Alex Reichmuth — Die Zahl der fürsorgeabhängigen Asylanten steigt rasant.

Es sind 20 130 anerkannte Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene, die 2015 Sozialhilfe bezogen, wie das Bundesamt für Statistik diese Woche mitteilte. Das sind 35 Prozent mehr als ein Jahr zuvor. Gegenüber 2010 hat sich die Zahl sogar glatt verdoppelt. Berücksichtigt sind dabei nur diejenigen Asylanten, deren Lebensunterhalt vom Bund finanziert wird. Sind die Migranten einige Jahre in der Schweiz, kommen automatisch die Kantone und Gemeinden in die Pflicht, für deren Unterhalt geradezustehen. Laut Schätzungen kostet ein Asylant die öffentliche Fürsorge durchschnittlich 20 000 Franken pro Jahr, so dass sich die Sozialhilfekosten des Bundes auf rund 400 Millionen belaufen. Überraschend kommt der Boom bei den Sozialhilfefällen nicht. Dass weit aus die meisten Asilmigranten auf Kosten der Allgemeinheit leben und viele von ihnen wohl nie in die Lage kommen, sich selber versorgen zu können, ist hinlänglich bekannt. Vor einem Monat etwa warnte die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (Skos) vor rasch steigenden Kosten, weil die Integration von Flüchtlingen in den Arbeitsmarkt unzureichend sei. Ungeachtet dessen lässt der Bund zu, dass jährlich Zehntausende neuer illegaler Migranten ins Land kommen.

Sommarugas Illusion

Just am Tag, an dem die neuen Sozialhilfe-Zahlen bekannt wurden, berichteten die Medien auch über einen Besuch der zuständigen Justizministerin Simonetta Sommaruga in Büren an der Aare (BE). Die Bundesrätin liess sich dort von den Erfolgen eines Beschäftigungsprogramms für Asylbewerber namens «In-Limbo» überzeugen. Ziel des Projekts ist, dass Asylsuchende einfache Arbeiten in Betrieben der Umgebung verrichten können – etwa in Wäschereien, Gärtnereien und Velowerkstätten. Dieses Programm gebe den Flüchtlingen Perspektiven, lobte Sommaruga. Wie zu lesen war, haben diese letztes Jahr im Rahmen von «In-Limbo» total 3000 Stunden geleistet und so 10 000 Franken Sozialhilfe selber verdient. Innovativ sei das. In Wahrheit spricht der durchschnittliche Stundenlohn von gerade mal drei Franken Bände. Im Vergleich zum erwähnten Gesamtaufwand von 400 Millionen Franken brauchte es unvorstellbare 40 000 Projekte wie «In-Limbo», bis die Sozialhilfekosten des Bundes aufgewogen wären. Es ist, als wollte man mit einem Teelöffel in der Hand den Bodensee leeren.

So tun, als ob

Von Markus Schär — Die Schweiz setzt sich bei der Energiewende hohe Ziele. Wie sie zu erreichen sind, will im Parlament niemand so genau wissen.

Wie lassen sich die Bürger täuschen, die am 21. Mai über die Energiewende auf Schweizer Art abstimmen? Das Parlament löst das Problem in der bevorstehenden Frühlings-session auf seine Weise: Wenn der Nationalrat über den Umbau der Energieversorgung und den Beitritt zum Pariser Klimaabkommen spricht, herrscht das Motto «So tun, als ob».

Es empfiehlt sich für die Stimmbürger, bei der einzigen Vorlage vom 21. Mai das Kleingedruckte zu lesen, zumindest die ersten Artikel des Energiegesetzes. Darin wird gefordert, bis 2035 den Energieverbrauch pro Kopf um genau 43 Prozent zu verringern und die Produktion von Elektrizität aus erneuerbaren Energien auf 11 400 Gigawattstunden, also auf mehr als das Fünffache, auszubauen. (Als erneuerbare Energie gilt übrigens auch der Strom aus Kehrlichtverbrennungsanlagen, aber nicht jener aus Wasserkraftwerken.) Nur so lasse sich die Energieversorgung des High-tech-Landes Schweiz auch nach dem Abstellen der Kernkraftwerke sichern.

Wie sind diese anspruchsvollen Ziele zu erreichen? Der Bundesrat machte es sich leicht, als er 2011 die Energiewende befahl. Als Erstes durfte Doris Leuthard (CVP) mit Milliarden an Fördermitteln die Zustimmung aller Nutzniesser kaufen; als Zweites sollte Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) mit einem Lenkungssys-

tem das Volk auf den richtigen Weg zwingen, also mit dem Griff ins Portemonnaie: 3200 Franken im Jahr kostet die Verteuerung von Strom, Benzin und Heizöl eine Familie, wie einem die SVP beim Sammeln von Unterschriften gegen das Energiegesetz vorrechnete.

Durch die Hintertür

«Ätsch», sagt jetzt der Nationalrat: Das Klima- und Energielenkungssystem, das er in der kommenden Session beraten sollte, fiel in der Kommission mit 0 zu 24 Stimmen durch. Die Roten und die Grünen finden, es bringe nichts (beziehungsweise keine üppigen Subventionen für sie mehr), und die Energiewendehäule von CVP und FDP fürchten, das Volk schmettere die Vorlage ab. Zumindest die Medien liessen sich täuschen; das Nein sei ein Versuch, schrieb die NZZ, vor der Volksabstimmung Druck vom Energiegesetz zu nehmen und den Gegnern das stärkste Argument aus der Hand zu schlagen, also die «horrenden Kostenprognosen». Bei dieser Täuschung bleibt allerdings die entscheidende Frage offen: Wie lassen sich die kostspieligen Ziele, die das Volk abnicken soll, denn sonst erreichen?

Durch die Hintertür der internationalen Verpflichtungen, wie immer, wenn die Stimmbürger bocken! 2015 versprach Doris Leuthard in Paris im Namen der Schweiz, den CO₂-Ausstoss bis 2030 um fünfzig Prozent zu senken – ohne die Schweizer vorher zu fragen. Dieses Versprechen soll das Parlament jetzt noch absegnen; schliesslich tun es alle anderen Staaten auch. Die Schweiz hält ihr Wort, mögen auch die Amerikaner die Unterschrift von Präsident Obama zerfetzen, die Chinesen die naiven Westler mit ihren Selbstverpflichtungen auslachen und die Deutschen eifrig Kohlekraftwerke hinzubauen, damit ihre Industrie weiter läuft.

Auch hier geht es darum, zuerst mal die Ziele festzuzurren. Über die Mittel, sie zu erreichen, kann man immer noch reden, vor allem bei der Verschärfung des CO₂-Gesetzes. Der Bundesrat will dieses erst gegen Ende Jahr vorlegen; dabei lässt sich nur damit beurteilen, was die Unterschrift unter das Pariser Abkommen die Schweiz kostet. Wenn sich die Politik auf ihr Ziel verpflichtet hat, kann die Verwaltung – willkürlich, wie sie in den letzten Jahren zeigte – den Preis für das CO₂ erhöhen. Darum tut die Energiewende-Koalition in Bundesrat und Parlament, als ob. Aber sie weiss, was sie tut.



Gekaufte Zustimmung: Bundesrätin Leuthard.

Ramstein lauert überall

Von René Zeller — Die Show der PC-7-Fliegerstaffel in St. Moritz hätte katastrophale Folgen haben können. Die Schweizer Armee muss über die Bücher.



Risiken eliminieren: Flugshow über St. Moritz.

Der Medaillenregen in St. Moritz ist vorbei. Frenetisch hat die Skination Schweiz den pfeilschnellen Kugelblitz Beat Feuz und die unbekümmerte Stangenprinzessin Wendy Holdener beklatscht. Es sind schöne Bilder, die haftenbleiben. Doch die Weltmeisterschaften im prächtigen Engadin hätten auch in einem Desaster münden können.

Zwischen den beiden Riesenslalomläufen der Männer kollidierte ein PC-7-Flugzeug mit einem Drahtseil, an dem eine TV-Kamera montiert war. Die Fliegerstaffel musste ihr Programm abbrechen. Man stelle sich vor, das unglückverursachende Flugzeug wäre ins Zielgelände gestürzt. Die vom Seil gerissene Kamera wäre nicht in den Schnee gefallen, sondern in die Menschenmenge. Ein bleierner Schatten hätte sich über das sonnendurchflutete Engadin gelegt.

Sinn und Unsinn

Die Reaktion folgte auf dem Fuss. Die Luftwaffe unterband vorerst weitere Auftritte der PC-7-Staffel. Verteidigungsminister Guy Parmelin legte die Stirn in Sorgenfalten. Die Militärjustiz leitete eine Untersuchung ein. Das sind eingespielte Reflexe. Doch genügt das? Wäre es nicht angezeigt, den Einzelfall von St. Moritz zum Anlass zu nehmen, um generell über Sinn und Unsinn von Flugshows nachzudenken?

Natürlich sind Kampffjet-Patrouillen, die über die Köpfe von zahllosen Aviatik-Fans hinwegdonnern, ein Faszinosum. Auch Propellerflugzeuge entzücken das Publikum, wenn sie waghalsig anmutende Formationen in den Himmel zirkeln. Die 1964 gegründete Patrouille Suisse ist die Botschafterin der Schweizer Armee. Als unlängst zur Debatte stand, die angejahrten Tiger-Kampfflugzeuge auszumustern, formierte sich im Parlament flugs Widerstand. «Rette den Tiger!», lautete der Titel einer von armeefreundlichen Milizionären lancierten Petition. Die Patrouille Suisse dürfe keinesfalls sterben.

Leider sind auch die vielgelobten Piloten der Schweizer Luftwaffe nicht unfehlbar. Im Juni 2016 stürzte ein F-5-Kampfflugzeug der Patrouille Suisse in der Nähe des Militärflugplatzes Leeuwarden in den Niederlanden ab. Der Pilot konnte sich mit dem Schleudersitz retten, Menschen kamen nicht zu Schaden. Auch damals wurden weitere Auftritte der Patrouille Suisse temporär abgesagt, und die Militärjustiz ermittelte.

Ein schlimmes Ende nahm 1988 ein Unglück auf der von den USA betriebenen Air Base im deutschen Ramstein. Während einer Flugshow kollidierten drei Maschinen in der Luft, ein Jet stürzte lichterloh brennend ins Publikum. Mehrere Dutzend Personen kamen ums Leben.

Auch an der WM in St. Moritz hätte ein solches Horrorszenario eintreten können. Im letzten Jahr fand das Eidgenössische Schwingfest auf dem Areal des Militärflugplatzes Payerne statt. Es lag nahe, dass die Patrouille Suisse die zahllosen Schwingerfreunde mit ihrem Können unterhielt. Die Veranstalter anderer Grossanlässe und Volksfeste wollen ebenfalls nicht auf Entertainment am Himmel verzichten. Es ist wie bei einem Feuerwerk: Auf die dritte Dimension haben dichtgedrängte Volksmassen freien Blick. So imposant das jeweilige Schauspiel ist: Notwendig sind weder Flugshows noch bengalische Raketen.

Das Beinahe-Fiasko von St. Moritz sollte die Verantwortlichen der Luftwaffe zum Umdenken veranlassen. Es gilt nicht nur, das Risiko zu minimieren, sondern Katastrophenszenarien zu eliminieren. Der Armee fällt kein Zacken aus der Krone, wenn sie die Sicherheitsstandards rigider fixiert. Konkret: Flugvorführungen müssen künftig so konzipiert werden, dass Abstürze über Menschenmassen undenkbar sind. Das gilt für Zielräume bei alpinen Skiveranstaltungen gleichermassen wie für Air-Shows und Volksfeste. Dafür ist der Himmel gross genug.

Offen und ehrlich

Von Silvio Borner — Die Schweiz sollte die Steuern für alle Firmen gegen null senken.

Der Staat kann fast alles besteuern: Haushalte, Arbeitnehmer, Umsätze, Transaktionen, Maschinen, Roboter, Tabak, Alkohol, Importe bis hin zu Hunden. Die Aufzählung kann endlos weitergehen und macht gleichzeitig klar, dass für alles am Ende immer die Bevölkerung geradestehen muss. Doch wer trägt die Last bei den Unternehmenssteuern?

Steuern auf fiktiven Strukturen wie Firmen werden alle vorwärts und rückwärts auf Personen abgewälzt. Am einfachsten und effizientesten wäre ein Modell entweder mit einer einzigen direkten Einkommenssteuer ohne Abzüge oder mit einer Mehrwertsteuer ohne Ausnahmen mit identischem Prozentsatz. Unternehmenssteuern sind demgegenüber «schlechte Steuern». Sie wecken Illusionen und verschleiern die negativen Folgen der Überwälzung. Eine juristische Person «zahlt» selber so wenig Steuern wie Bussen. Bei Bussen werden statt der Manager primär die Aktionäre zur Kasse gebeten. Bei den Steuern sind es auch die Aktionäre, aber mehr noch die Kunden und Arbeitnehmer. Letztere erhalten tiefere Löhne, Erstere zahlen höhere Preise.

Schädliche Überwälzung

Die Illusion besteht in der Annahme, dass man das direkte Steueraufkommen beliebig auf Einkommens- und Firmensteuern aufteilen kann, nach dem Motto: «Jeder Franken, den die Unternehmen mehr bezahlen, entlastet die Haushalte um diesen Franken und umgekehrt.» Das stimmt so nicht, denn die Unternehmenssteuern werden versteckt überwälzt, und das mit schädlichen Wirkungen auf Wachstum und Wohlstand. Die Bürger spüren die wahre Belastung nicht, Firmen verlagern Arbeitsplätze an steuergünstigere Standorte, Kunden wandern ab, Investitionen und Innovationen gehen mit höheren Steuern zurück. Das Volkseinkommen sinkt.

Die Schweiz als Nichtmitglied der EU sollte deshalb die Unternehmenssteuern für alle Firmen gegen null senken, was auch Grossbritannien plant. Die OECD könnte nicht mehr meckern, weil ja keine Holding-Privilegien mehr existierten. Klar, zur Kompensation wäre die Einkommens- oder die Mehrwertsteuer nominell zu erhöhen. Aber im Vergleich mit der versteckten und schädlichen Überwälzung der Gewinnsteuern wäre so die Belastung besser sichtbar – und real sicher nicht grösser.

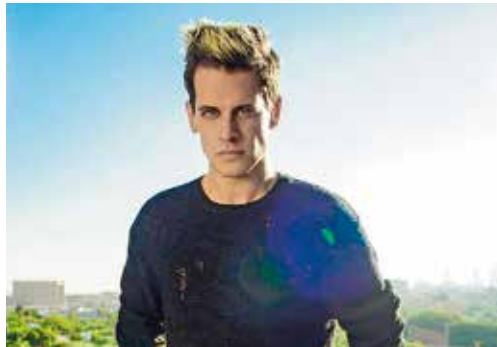
Personenkontrolle

Sommaruga, de Watteville, Burkhalter, Baeriswyl, Pfister, Lombardi, Huissoud, Lobsiger, Thür, DJ Bobo, Knackeboul, Yiannopoulos

Warum reist Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) nicht endlich nach Eritrea, um über die Rücknahme von Migranten zu verhandeln? Seit Jahren strömen aus dem ostafrikanischen Staat weitaus am meisten Asylanten in die Schweiz. Gegenüber Radio SRF begründete die Bundesrätin den Verzicht auf eine Reise damit, sie wolle sich nicht wie Vertreter anderer Staaten vom eritreischen Regime vorführen lassen. Früher schon hatte Sommaruga Eritrea als «Willkür- und Unrechtsstaat» bezeichnet. Keine Berührungsängste kannte sie hingegen in Bezug auf Äthiopien, das sie im Herbst 2015 mit einem mehrtägigen Staatsbesuch beehrte. Äthiopien steht regelmässig wegen Folter und anderen Menschenrechtsverletzungen in den Schlagzeilen. Ungeachtet dessen nannte Sommaruga das Land einen «Stabilitätsanker in der Region». Unrechtsstaat ist für Sommaruga offenbar nicht gleich Unrechtsstaat. (are)

Paradediplomat **Jacques de Watteville**, Chefunterhändler bei den bisherigen Gesprächen mit der EU, blieb über seine Pensionierung im Sommer 2016 hinaus für alle Verhandlungen mit der EU im Rang eines Staatssekretärs tätig. Wenn er demnächst endlich doch in Pension geht, will Aussenminister **Didier Burkhalter** (FDP) wie erwartet eine Vertraute als EU-Chefunterhändlerin inthronisieren: seine Staatssekretärin **Pascale Baeriswyl**. Der Aussenminister hat dem Bundesrat Anfang Woche einen entsprechenden Vorschlag unterbreitet. Baeriswyl soll so schnell wie möglich mit der EU über ein institutionelles Rahmenabkommen und über weitere Ausgleichszahlungen diskutieren. Das letzte Wort in der Personalie hat der Bundesrat. (hmo)

In der CVP spielt zurzeit **Gerhard Pfister** die erste Geige. Vom Tessiner Ständerat **Filippo Lombardi**, der die CVP-Fraktion präsidiert, hört man nicht allzu viel. Möglicherweise liegt es daran, dass Lombardi als Präsident der Parlamentariergruppen Schweiz-Russland, Schweiz-Ukraine, Schweiz-Aserbaidschan, Schweiz-Kasachstan und Schweiz-Georgien wieder vermehrt interessengesteuert umherreist. Ebenfalls hart beansprucht wird der Tausendsassa als Galionsfigur des schlingernenden Eishockeyklubs Ambri-Piotta. Er wolle saturierte Spieler loswerden und sich nicht



Nicht im antiken Athen: Yiannopoulos.



So schnell wie möglich: Baeriswyl (l.), Burkhalter.



Eritrea? Nein danke: Bundesrätin Sommaruga.



«Die Branche ist krank»: Ständerat Lombardi.



Alles Kommerz! Entertainer Knackeboul.

mehr von geldgierigen Spielervermittlern schröpfen lassen, kündigte Lombardi via Boulevardpresse an. Und der nicht als Sparpolitiker bekannte Ständerat will die wuchernden Saläre im Eishockeybusiness mit einer klubinternen Rosskur angreifen. Lombardi diagnostiziert: «Die Branche ist krank.» (rz)

In den letzten Wochen stand die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) unter ihrem Chef **Michel Huissoud** in der Kritik, weil sie Einfluss auf die Volksabstimmung über die Unternehmenssteuerreform nahm. Jetzt gibt sie einen Synthesebericht zur Prüfung der IT-Schlüsselprojekte heraus, mit eigenartigen Feststellungen. «IKT-Schlüsselprojekte sind wichtig, gemessen am Gesamthaushalt und am Aufgabenportfolio des Bundes jedoch in ihrer Bedeutung nicht zu überschätzen», schreibt die EFK in einem verunglückten Satz. Denn: «Die gesellschaftlichen und gesamtwirtschaftlichen Auswirkungen einer einzigen Gesetzesänderung können wichtiger sein als alle IKT-Projekte des Bundes zu-

sammen.» Die Gesetze macht allerdings das Parlament, sie gehen die EFK nichts an. Mit ihren eigentlichen Aufgaben hat sie genug zu tun: Das zeigt unter anderem die Feststellung, dass bei fast der Hälfte der Projekte die Analysen von Nutzen, Aufwendungen oder Alternativen nicht genügten. Die Verwaltung wusste also nicht: «Warum machen wir das überhaupt?» (sär)

Der eidgenössische Datenschutzbeauftragte **Adrian Lobsiger** musste vor seiner Wahl viel Kritik einstecken. Lobsiger war lange Jahre Vizedirektor des Bundesamtes für Polizei gewesen. Und als durchsickerte, dass er den Grünen **Hanspeter Thür** ersetzen sollte, hiess es sogleich: Die Wahl eines «Polizisten» in das Amt werde den Datenschutz schwächen. Dass dem nicht so ist, hat Lobsiger in der letzten Woche bewiesen. Im stillen Kämmerlein beschloss der Bundesrat, dass künftig Dokumente zu öffentlichen Beschaffungen als geheim gelten sollen. Aber dann meldete sich Datenschutzbeauftragter Lobsiger in den Medien zu Wort. Der Bevölkerung werde es bald nicht mehr möglich sein,

durch Einblick in Dokumente nachzuvollziehen, wie die Behörden bei öffentlichen Beschaffungen mit Steuergeldern umgehen. Statt die Kritik von Lobsiger aufzunehmen, schimpfen einzelne Bundesräte vor allem über den Datenschützer. (hmo)

Swiss Music Awards ist, wenn sich die hiesige Musikszene selber feiert. An der zehnten Austragung des Events durfte sich Peter René Baumann alias **DJ BoBo** freuen, weil er den Outstanding Achievement Award erhielt. Nicht mitfreuen mag sich der Rapper und Beatboxer David Lukas Kohler alias **Knackeboul**. In der Basler *Tageswoche* motzte er, unter den Gewinnern dieser oberpeinlichen Bünzliparade seien mehr Trachtenträger als an der Ski-WM in St. Moritz zu finden. Die Texte der meisten Sieger strotzten nur so vor Vaterlandkitsch und Ländlerromantik. Alles Kommerz!, wettet Knackeboul, der selber während Jahren als Radio- und Fernsehmoderator kaum gratis rappte. Jetzt aber sei ihm klar, dass Musik anders sein müsse als Swiss-Music-Awards-kompatibel, nämlich: «herausfordernd, unbequem, schreiend, wütend, verzweifelt». Ob das geneigte Publikum das auch so sieht? (rz)

Milo Yiannopoulos ist zwar griechischer Herkunft, aber er lebt eben nicht im antiken Athen. Deshalb löste der schillernde Celebrity-Journalist der Alt-Right-Publikation Breitbart einen Shitstorm aus, als er homosexuelle Beziehungen zwischen Männern und Knaben pries. Die Praxis war im Altertum akzeptiert und ehrbar, kommt aber bei erkonservativen Breitbart-Lesern in den USA weniger gut an. Besonders befremdete es diese, dass Trump-Fan Yiannopoulos den Präsidenten als «Daddy» bezeichnet, den er nicht von der Bettkante stossen würde. Seinen Job bei Breitbart hat er mittlerweile gekündigt. (ky)

Nachruf



Weltmännischer Charme: Bankier Bär.

Nicolas J. Bär (1924–2017) — Einer am Dienstag erschienenen Todesanzeige entnahm der interessierte Leser, dass am 12. Februar der einstige Patron und Mitbesitzer der Bank Julius Bär, Nicolas J. Bär, im hohen Alter von 93 Jahren verstorben war. Nicolas war der Cousin des spätberufenen Buchautors Hans J. Bär, dessen legendärer Satz: «Das Bankgeheimnis ist ein defensives Instrument, das die Schweiz vom Wettbewerb verschont und das uns fett, aber impotent macht», weltweit für Aufsehen und innerhalb der Familie für Aufruhr sorgte. Beide zusammen, Nicolas und Hans, bildeten jahrzehntelang das Aus-

hängeschild der noblen Bank an der Zürcher Bahnhofstrasse. Distinguiert, vornehm bis zur goldenen Krawattenspange und dem weissen Poschettli haben sie die Reichen der Welt und ab und zu uns Journalisten in den eleganten Räumen der Bank empfangen.

Alles blieb so, wie es war

Gebildet, kunstbeflissen und mit weltmännischem Charme haben sie exakt dem entsprochen, was heute nur noch Geschichte ist: Sie waren Privatbanker von reinem Stil, – auch wenn sich die Kommanditäre schon 1975 aus Sicherheitsgründen in einen Aktienmantel hüllten. Privatbanker zu sein, war kein Beruf, das war Berufung, sofern das nötige Kleingeld vorhanden war.

Nicolas J. Bär, der promovierte Ökonom, war von 1980 bis 1993 Präsident der Bank, zurückhaltend, unauffällig arbeitete er im Hintergrund, das *daily business* überliess er seinem Cousin Hans. Die beiden waren unterschiedliche Naturen, Nicolas blieb äusserlich der zurückhaltende, doch den Verwaltungsrat und besonders die weitverzweigte Familie mit ihren unterschiedlichen Interessen hatte er im Griff.

Nichts von den divergierenden Strömungen drang nach aussen, Nicolas war Garant, dass, solange er auf dem präsidentalen Stuhl sass, alles so blieb, wie es war. Dass es später anders kommen sollte, konnte er nicht mehr verhindern. Den Niedergang des Bankgeheimnisses wird er mit Wehmut beobachtet haben.

Markus Gisler

Das ultraschnelle Internet jetzt zum Aktionspreis!

Profitieren Sie jetzt doppelt und wechseln Sie sorgen- und unterbruchsfrei.

Business Internet
Fiber Power Turbo
statt 159.-
109.-*
pro Monat

150

&

Gratis
Installation
Nur online

400.-
sparen**

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.
Tel. 044 578 78 78 | upc.ch/business

Corporate Network · Internet · Phone · TV



* Mindestvertragsdauer 12 Monate. Voraussetzung für Business Internet Fiber Power Turbo ist ein rückwegtauglicher Kabelanschluss von UPC oder einem unserer Partnernetze. Die Kosten für diesen Anschluss (in der Regel CHF 36.90 pro Monat) sind bei Mietverträgen meist in den Nebenkosten enthalten. Angebot gültig bis 03.03.2017. Aktionspreis ist gültig für Neuabschlüsse und für die gesamte Vertragslaufzeit.

** Bei Abschluss eines 1-Jahresvertrages über upc.ch/business wird Ihnen die Installationsgebühr in Höhe von CHF 400.- geschenkt. Der Betrag wird auf Ihrer Rechnung gutgeschrieben, keine Barauszahlung möglich.



Spagat zwischen Szeneband und Kommerztruppe: spontanes Konzert von Züri West auf einer Dachterrasse in der Berner Altstadt, 2004.

Rock

Schweiss, Bier und Rauch

Von Higi Heilinger — Seit mehr als 33 Jahren begeistern Züri West mit melancholischem Rock die Schweiz. Zu Beginn, in der Berner Untergrundszene, dominierte noch die Wut auf Polizei, Militär und Würdenträger. Ich begleitete die Band auf ihrem Weg zum kommerziellen Erfolg.

«Was lange gärt, wird endlich Wut» ist im beschaulichen Bern 1984 Programm: Demos gegen das «Packeris», Gummischrot gegen verummte Demonstranten, besetzte Häuser und explizite Graffiti an Stadtbauten: «Macht aus Albisetti Hackfleisch und Spaghetti!» Gemeinderat Marco Albisetti, FDP, ist der Berner Polizeidirektor und das Feindbild Nummer eins der Szene. Statt an den Apéro in der Kunsthalle zieht es mich als Journalist vermehrt an die «Straf-Bars» in besetzten Häusern und dunklen Hinterhöfen. Bald stelle ich fest: Der Untergrund hat mehr zu bieten als laute Parolen, Alkohol und Betäubungsmittel.

Im «Zaff», dem besetzten Siemens-Haus an der Villettenmattstrasse 7, ist eine kreative Crew am Werk. «Performance statt Theater, Punk statt Polo» lautet die Devise. Züri West schleudern ihre Songs ins Publikum. Es riecht streng nach Schweiss, Bier und Rauch. Bei meinem ersten Besuch erkenne ich im Sound-Gewitter gerade mal knapp die Hälfte der bissigen Verlautbarungen zum Berner Zeitgeschehen. Bevorzugte Zielscheibe der Schmähungen sind uniformierte Raser, die in Berns Gassen Jagd

auf jugendliche Übeltäter machen. Berndeutsche, französische und englische Wortfetzen schwirren durch den Raum. Die Rhythm Section mit Sam Mumenthaler (Drums) und Pesche Schmid (Bass) treiben die Songs gnadenlos vor sich her, das Zusammenspiel der beiden Gitarristen Markus Fehlmann und Peter von Siebenthal ist vom Feinsten. Als Zugabe ein rotziger Ausflug in deutsche Schlagergefilde:

Der Untergrund hat mehr zu bieten als laute Parolen, Alkohol und Betäubungsmittel.

«Aber Dich gibt's nur einmal für mich», heruntergebrettert im Tempo des gehetzten Teufels. Unübersehbar auch, dass Lead-Sänger Kuno Lauener die Herzen der weiblichen Zuhörerschaft in seinen Bann zieht.

Der Ruf, der Züri West vorausseilt, ist geeignet zur Legendenbildung. Unter dem Namen «Gianni Pannini & The Transparent Erection» habe man in einer langen Silvesternacht das Jahr 1983 ausklingen lassen und sei auch schon

in der Solothurner Genossenschaftsbeiz «Kreuz» an einem Treffen der kommunistischen Unità aufgetreten, wird kolportiert.

Marilyn als Blickfang

Alles halb so wild, ist mein Eindruck, als ich den charismatischen Frontmann Kuno Lauener zum Interview für die *Berner Zeitung* treffe. Mir gegenüber sitzt kein Krawallmacher, sondern ein 23-jähriger Musiker aus dem gepflegten Vorortplateau Blinzern mit Weitsicht auf die Jurakette. Tagsüber als Grafiker, nachts mit seinen Band-Kumpeln im stickigen Übungskeller tätig, strahlt er eine anziehende Ambivalenz aus. Seine Wut auf Polizei, Militär und andere Würdenträger wirkt authentisch, andererseits ist er bereits mit Bedacht daran, Züri West im Markt zu etablieren. Die Band-Fotos lassen den Willen zum Styling erkennen, Marilyn Monroe ziert als Blickfang den Band-Flyer. Für mich ist klar: Da ist einer drauf und dran, Posen, Töne und Texte zu einem einmaligen Brand zu vereinen.

Das Medieninteresse an Züri West steigt von Tag zu Tag – nicht nur in Zürichs Westen, auch



rückstehen. Szenekenner und Rockmusiker Albert Kuhn erhält den Zuschlag für einen mehrteiligen BZ-Rock-Report, ich werde mit der Durchführung eines zweitägigen, begleitenden Rock-Festivals beauftragt. Klar, dass ich Züri West verpflichte, für die ich inzwischen die Medienarbeit übernommen habe.

Die Fans der ersten Stunde reagieren misstrauisch, die bandinternen Grundsatzdiskussionen werden endlos, der Spagat zwischen Szeneband und Kommerztruppe gerät zur Zerreissprobe. Thomas Küng setzt dem unfruchtbaren Hickhack bei einem Interview in der «Brasserie Lorraine» mit dem Hinweis auf die laufende Migros-Tour ein Ende: «D Hose sy dunde. Tüet nid so, als wäre sy no dobel!» Für mich tut sich jedoch ein anderes Problem auf. Im unterschriebenen Vertrag mit dem Grossverteiler steht die Exklusivklausel, dass Züri West während der Migros-Tour keine anderweitigen Konzerte geben dürfen. Eine verzwickte Situation, die mir schlaflose Nächte bereitet. Die überraschende Lösung kommt von Therese van Laere vom Kulturprozent: Das BZ-Festival wird kurzerhand in die Migros-Tour integriert, und ich werde verpflichtet, mit Plakaten und Flyern die Migros-Tour am BZ-Festival zu promoten. Ein Kuhhandel, aber auch ein schönes Beispiel für gewaltfreie Konfliktlösung zwischen Bern und Zürich.

Das Festival im Oktober 1985 wird zum Berner Grossereignis. Mangels geeigneter Konzertlokale wird das Kino «Splendid» in der Von-Werdt-Passage zum Rocktempel umgebaut. Ich beauftrage Peter MacTaggart, Toningenieur aus dem legendären Berner Sinus-Studio, das Rock-Festival mehrspurmassig aufzunehmen. Züri West präsentieren sich in Höchstform und spielen dieselben Songs wie im «Zaff», angereichert

in der Medienmetropole selber. Radio DRS 3 widmet dem Berner Quintett einen Fokus am Sonntagabend, Thomas Küng rückt ein Porträt mit dem Titel «Polo Hofers grobe Konkurrenz» in den *Sonntagsblick*, Michael Lütscher zieht in der *Sonntagszeitung* nach. Schliesslich kommt noch der Lockruf des Grossverteilers, Züri West auf Schweizer Tour zu schicken. Da will die *Berner Zeitung* nicht zu-

mit allerlei Selbstironie: «I staa hie obe u mache für euch dr Polo, gumpe wie ne Wiude u gröle i ds Mikrofono. We du mi jetz fragsch, warum u wiso i auer Wäut, de mues i eifach eerlech säge: wüu d Migros zaut.»

Beim Abmischen der Mehrspuraufnahmen im Sinus-Studio wird mir bewusst, dass eine Episode Schweizer Musikgeschichte zu Ende geht. In den siebziger Jahren nahm alles, was Rang und Namen hatte, in diesen Räumen seine Tonträger auf: Rumpelstilz, Polo's Schmetterding, Slapstick, Ocean, Peter, Sue & Marc, Pepe-Lienhard-Band und wie sie alle hiessen. Die Suche nach einer geeigneten Plattenfirma für die Maxi «Splendid» ist schwieriger als erwartet. Sämtliche angefragten Plattenfirmen winken ab – unisono mit der Begründung, «Polo National» decke den beschränkten Mundartrock-Markt bereits ab. Für Klein-Polos und Möchtegern-Hofers habe es schlicht keinen Platz. Ob ich nicht etwas in Richtung Neue Deutsche Welle anzubieten habe? Für mich ein klarer Auftrag, analog zum Rumpelstilz-Label Schnoutz das bandeigene Label BlackCat zu gründen und «Splendid» im Eigenverlag zu veröffentlichen.

Risiken des Zischlautes

Die fulminanten Anfangserfolge rufen nach einer Professionalisierung – mit dem Resultat, dass die eben angelaufene Züri-West-Maschine ins Stottern kommt. Bassist Pesche Schmid und Drummer Sam Mumenthaler verabschieden sich kurz nach der Migros-Tour. Es vergeht ein halbes Jahr, bis mit Tinu Gerber (Bass) und Martin Silfverberg (Drums) die neue Formation steht und drei neue Songs bereit zum Recording sind. Als vierter Titel für die Maxi «Kirchberg» steht eine Cover-Version von



Sound-Gewitter: von Siebenthal, Fehlmann, Mumenthaler, Schmid, Lauener (v.l.) beim Proben, 1984.



«Checks es?»: mit Polo Hofer (l.), 1997.



YB-Fan: mit Stürmer Häberli (r.), 2009.



«Vorsicht, Dynamit!»: Auftritt in Wetzikon ZH, 2004.

Mani Matters «Är hett uf sym Chopf e Chopf gha» am Start. Damit ist Züri West die erste Schweizer Rockband, welche die Tauglichkeit der Matter-Lieder für Stromgitarren unter Beweis stellen. Mit «Dynamit», «Heiwäg», «Eisi» und «Alpflug» folgen weitere Matter-Covers.

Die ironische Yuppie-Hymne «Hans Peter» erobert 1987 die Playlists von DRS 3 und macht Appetit auf das neue Album, welches im Sunrise-Studio produziert wird – diesmal jedoch unter reichlich dubiosen Umständen. Als das abgemischte Masterband in die Vinyl-Produktion geht, kommt die Schreckensnachricht: Kunos «S» übersteuert dermassen, dass an eine LP-Produktion nicht zu denken ist. Der einzige Ort, der die Produktion noch retten könne, seien die Bauer-Studios in Ludwigsburg, wird uns beschieden. Der Chef persönlich erwartet mich und Röfe Widmer vom Sound-Service-Vertrieb ebenda und hält schon mal einen Vortrag über die Besonderheiten und Risiken des Zischlautes «S». Mit besorgter Miene spannt

er das Masterband auf das Halb-Zoll-Tonbandgerät. «Nichts zu machen», lautet der Expertenbescheid bereits nach dem ersten Song. Ratlos fahren wir über die Grenze zurück nach Bern. Ein Mitarbeiter von Sound Service bringt das Masterband schon bald darauf nach London ins Townhouse-Studio, das unter anderem auf Zischlaut-Reparaturen auf Masterbändern spezialisiert ist. Und tatsächlich: Die LP geht in der Folge einigermaßen unbeschadet in die Produktion und läutet das nächste Kapitel der Züri-West-Geschichte ein.

Wegen der Verzögerung geht der Release von «Sport & Musik» relativ hektisch über die Bühne. Kuno bringt als Vorlage das Foto mit dem Skifahrer im Tiefschnee mit, was zum Albumtitel «Sport & Musik» führt. In einer Nacht-Session im Grafikatelier bringen wir Album-Cover und -Textblatt auf die Reihe. Am nächsten Morgen ruft schon der *Blick* an und will den Titel des neuen Albums wissen. Ich leiste mir ein Spässchen und antworte:

«Krieg und Frieden», und ver helfe so Leo Tolstoi zu einer postumen Erwähnung im Schweizer Boulevard. «Sport & Musik» heisst positive bis euphorische Kritiken ein. Im *Züri-tipp* ist die Rede von der «plausibelsten, in-diskutabelsten» Rockband. Der *Tages-Anzeiger* warnt, dass die Gruppe «an der gefährlichen Schwelle zur ersten nationalen Hymnenband angelangt ist». Die Piano-Ballade «7:7» wird zum Radio-Dauerbrenner.

Zweifel an der Eindeutigkeit

Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Ich nehme mir vor, bei der nächsten Produktion der Technik mehr Beachtung zu schenken. Da kommt es mir gelegen, dass Pro Juventute wegen eines musikalischen Beitrags zugunsten der Aufklärungskassette «Checksch es? Über Liebi, Sehnsucht, Sexualität in ere Zit vo Fixer, Sex und Aids» anfragt. In verschiedenen Etappen nehmen wir im Powerplay-Studio Maur am schönen Greifensee die ersten Songs auf. Im Gästebuch grüssen Europe aus Schweden, die eben gerade ihren Welthit «The Final Countdown» aufgenommen haben.

Ein grosser Aufsteller ist die Zusammenarbeit mit Tonmeister Ron Kurz, den wir im Rahmen der Live-Aufnahmen zu «Rock Impuls» von DRS 3 in der Roten Fabrik kennen- und schätzen gelernt hatten. Die Powerplay-Sessions geben uns Gelegenheit, ohne Zeitdruck zu experimentieren und verschiede-



Matter-Covers: Lauener, Merz, Eicher (v.l.), 1992.

Zwischen Heimat und Fernweh: Fünf bemerkenswerte Züri-West-Alben



Bümpliz-Casablanca

«Mir wäre fasch gange». Züri West 1989 zwischen Heimat und Fernweh. «Mir Senne heis luschtig» thematisiert Fremdenhass vor der Haustür.



Elvis

«La mi in Rue u tue d Hose wider zue». Das Album mit den vielen Vornamen (Edgar, Fritz, Souhung) behandelt 1990 eheliche Abnützungerscheinungen.



Züri West

«I schänke dr mis Härz». Der wilde Ritt vom «Vorspiel» über den «Traffik» in die kleine Bar endet 1994 mit der Feststellung «Amerika gits nid».



Haubi Songs

«... i ha ne fertig gmacht». Lauener wird 2008 in der eigenen Wohnung von Revolverhelden bedroht, überlebt jedoch mit List.



Göteborg

«Gang doch zum Hueber». Lauener versucht 2012 auf der Autobahn einen aufdringlichen Song loszuwerden. Hueber, Hofer, Heiniger oder Halter sollen's richten.

ne Songs aufzunehmen. Für das kommende Album «Bümpliz – Casablanca» entstehen «Königin» und «Téléjournal fatal», der Moon-Martin-Titel «Pushed Around» landet auf dem Sampler «Bestand 88», spasseshalber wird schliesslich die Persiflage «Aber Dich gibts nur einmal für mich» aus alten «Zaff»-Zeiten aufgenommen. Die Edelschnulze wird als Abschiedsgeschenk für unsere scheidende Live-Bookerin Elsbeth Gugger auf eine Single gepresst und im Freundeskreis verteilt. Die Single landet auf Umwegen bei der Münchner Plattenfirma Jupiter, die sich in der Hoffnung

Die Deutschen sind von der Qualität der ersten Songs schwer beeindruckt.

auf weitere Persiflagen die Rechte in Deutschland für das nächste Album sichert. Ich werde zur Vertragsunterzeichnung feierlich nach München eingeladen und im Fünfsternehotel untergebracht. Die Deutschen sind von der Qualität der ersten Songs von «Bümpliz – Casablanca» schwer beeindruckt und warten auf die «eingedeutschten» Versionen.

Meine Zweifel an der Eindeutschung kontert Jupiter mit dem Angebot, man könne uns bei Bedarf auch jemanden zur Seite stellen, der darin grosse Erfahrung habe. Kuno lehnt dankend ab, und «Bümpliz – Casablanca» wird in Deutschland auf Schweizerdeutsch veröffentlicht. Jupiter organisiert eine Reihe von Live-Gigs in Städten, die nicht auf Züri West gewartet haben. An das Konzert im Berliner Szenelokal «Blockshock» schickt die *Berliner Zeitung* den gefürchteten Journalisten, Rocksänger und Satiriker Wiglaf Droste. Seine Kritik ist vernichtend: ««Vorsicht, Dynamit!», schreit der Sänger. Langsam wird es unverschämt, drei Gitarren werden eingesetzt, um nichts damit zu erzeugen als die Aura von Pfadfinderlager und Keuschheitsgürtel.»

Hierzulande bedeutet «Bümpliz – Casablanca» den endgültigen Durchbruch. Wenige Wochen nach dem Release schießt das Album an die Spitze der Schweizer Album-Charts. In den Kritiken findet vor allem Kunos Auseinandersetzung mit dem aufkeimenden Fremdenhass im Song «Senne» lobende Worte. Heute, bald dreissig Jahre später, scheint diese Thematik aktueller denn je zu sein.



Higi Heilinger war Executive Producer von Züri West und «Powerplay»-Studio-manager in Maur bei den Alben «Elvis» (1990), «Arturo Bandini» (1991) sowie beim Sampler «Matter Rock» (1992). Er veröffentlichte 1992 im Zytglogge-Verlag «Muesch nid pressiere», ein Kompendium zum Berner Mundartrock.

Idole

Wahre Erotik

Von Vera Kaa — Der Sex-Appeal von Züri-West-Frontmann Kuno Lauener liegt in seiner Stimme und dem leicht spöttischen Lächeln.

Kuno war von Anfang an der Spezielle, der fast Scheue, auch ein wenig Geheimnisvolle. Die Achtziger waren ja massiv geprägt von den Zürcher Unruhen. «Freie Sicht aufs Mittelmeer» und «Zureich» waren die zentralen Slogans in Zürich. Die grösste Schweizer Stadt war das heisse Pflaster für uns Luzernerinnen, Berner, Aargauerinnen und Co. Plötzlich tauchte da diese Band auf mit dem Namen Züri West und war überall präsent. Und dann dieser echt coole Typ, nah und doch unnahbar, mit dieser warmen, erotischen Stimme und Textzeilen wie «7 : 7 unentschiede isch's nid / es isch 7 : 7 für mi».

Voll da

Ja, das hat in mir auch geknistert: diese Texte, diese Songs. Dann auch noch in Mundart. Und wir, die wir englische Wutfetzen in die Welt hinausschrien, -spien und weit weg von Besinnlichkeiten und Eros waren. Er war da, mit diesem leicht spöttischen Lächeln, dieser Stimme, unter die Haut gehend. Irgendwie gutaussehend, irgendwie unnahbar und doch voll da. Ich hab mich nicht in ihn verliebt, da ich ja mit Rams* zusammen war, der wiederum Kunos Idol war, in gewisser Weise. Aber es war diese ungeheure Aufbruchzeit, und er hat dieser Zeit neue Aspekte, neue Impulse gegeben.

Kuno: auch ein Fragender, ein Suchender – doch hatte er die Wut aufs Bürgertum besser

Halt irgendwie ein cooler Typ wie Lucky Luke, einer auf der richtigen Seite.

im Griff. Halt irgendwie ein cooler Typ wie Lucky Luke, einer auf der richtigen Seite. Das gewisse Etwas, gepaart mit Nachdenklichem, Unaufgeregtem, das hat ihn erotisch gemacht. Einer, auf den man sich im Grunde verlassen kann, der dasteht ohne Faxen, ans Gleiche glaubt: ein ungeheuer erotischer Aspekt für mich. Ich denke, ich bin ihm auf Augenhöhe begegnet, ohne Fan-Attitüde, aber immer berührt von seiner Stimme, die das eigentlich



«Ja, das hat in mir auch geknistert»: Kuno Lauener, 1994.

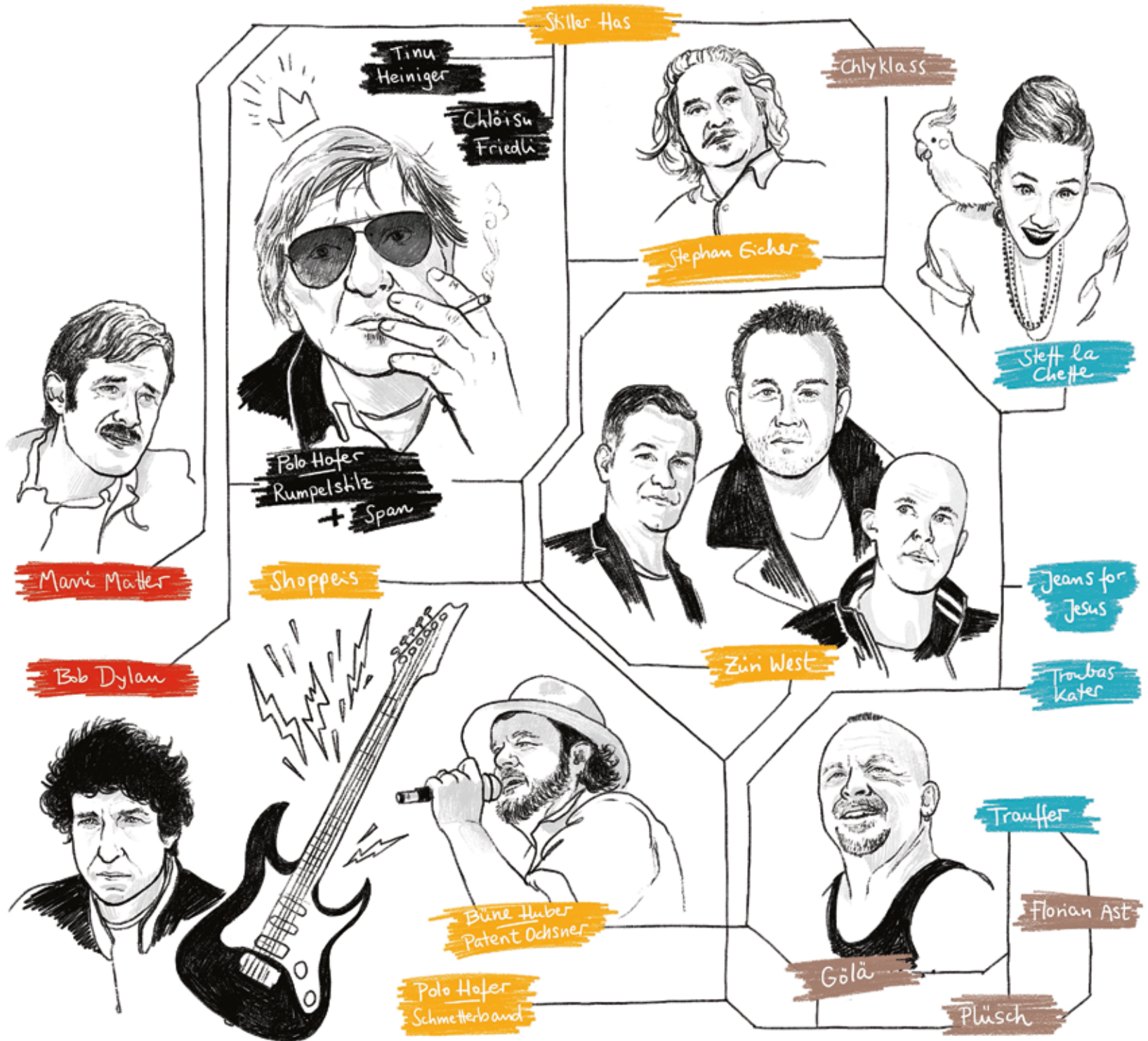
Faszinierende für mich war und ist. Das Gesungene, das Gesprochene haben mich damals verzaubert – mich auch heute verzaubert. Voll drin sein im Lied vom ersten Moment an: Ja, das ist wahre Erotik, weil es immer auch das Leben, das Jetzt meint.

Was mir bis heute von ihm geblieben ist, die Jahrzehnte überdauert hat, sind natürlich Lieder wie «Ich schänke dr mis Härz»: einfach – kraftvoll – zeitlos. Mögen da andere mit fortschreitendem Alter und immergleichem Kopfschmuck immergleiche Slogans wie «Meh Dräck» plakatativ wiederholen – Kuno hat Klasse und Stil bewahrt und wird auch im Alter mit Strohhut zeitlos sein.



Vera Kaa ist Rock-, Blues- und Chanson-Sängerin und seit Ende der 1970er Jahre eine feste Grösse im Schweizer Musikgeschäft.

* Rams (bürgerlich: Hans-Ueli Ramseier) gehört zu den Pionieren des Punkrocks in der Schweiz und war Vera Kaas erster Ehemann.



Musikalische Stammväter: Berner Mundartrock.

Szene

Bern ist überall

Von Samuel Mumenthaler und Irene Sackmann (Illustration) — Der Berner Mundartrock beherrscht seit Jahrzehnten die Schweizer Musikszene. Wie ist es dazu gekommen?

Le Berner Rock n'existe pas», befand der legendäre Musikkritiker Albert Kuhn 1994 im Berner *Bund*. Dabei war die Situation damals noch übersichtlich. Doch wo beginnt der Berner Rock, wo hört er auf? Stilistisch lässt sich das kaum beantworten. Die Grenzen der Musikgenres sind durchlässig. Wer einen

Stammbaum des Berner Rock zeichnet, darf also nicht engstirnig sein. Wo beginnen? Bei Teddy Stauffer und Hazy Osterwald, den Berner Musikexporten des Jazz-Zeitalters? Nein. Denn vielleicht rockten diese Nachtclubkönige, doch sie sangen nicht berndeutsch (Stauffer allerdings schrieb das be-

rühmte «Margritli-Lied»). Die Verbindung von Rockmusik und Berner Dialekt ist zwingend für das Label Berner Rock, wie es hier verstanden wird.

Dylan und Matter

Zwei Stammväter lassen sich bestimmen: Bob Dylan und Mani Matter. Der erste sang aus naheliegenden Gründen nicht berndeutsch, der zweite war kein Rocker. Beide aber hinterlassen bis heute Spuren im Berner Rock. Die ersten Berner Rocker waren Hippies und blieben – trotz des Zeitalters der freien Liebe – ihrem Dylan treu: Polo Hofer und seine Band Rumpelstilz bedienten sich bei ihrem Debüt «Warehuus Blues» (1973) eines Dylan-

Songs und protestierten dazu auf Berndeutsch gegen den Kommerz. Ihre Konkurrenz war die Band **Span**, 1972 als Grünspan gegründet, die bereits 1974 die selbsterklärende Single «Bärner Rock» veröffentlichte. Ende der 1970er wurde fusioniert. Polo Hofer trennte sich von Rumpelstilz und engagierte Span für sein Schmetterding.

Troubadour aus Münchenbuchsee

In den Achtzigern meldete sich die nächste Generation von Berner Mundartrockern. Diese wurden von Polo Hofer und seinen Bands beeinflusst, erkannten aber gleichzeitig das Potenzial der Chansons von Mani Matter, die sie von Kindesbeinen an verfolgt hatten. 1992 wurde die Ehe von Rock und Chanson auf dem Sampler «Matter-Rock» vollzogen. Die Angehörigen der zweiten Mundartrockergeneration inspirierten sich gegenseitig und pflegten regen Personaltausch. **Züri West** waren einflussreich, weil die Band als erste eine alternative, urbane Spielart des Mundartrock populär machte. **Kuno Laueners** schnörkellose, am Alltag orientierte Texte erwiesen sich als prägend für die nächsten Generationen. Hier war die Story wichtiger als der Reim. **Patent Ochsner** brachten das poetische Bauchgefühl zurück. Die Musiker von **Stiller Has** kannten Dada und **Chlöisu Friedli**, den Blues- und Boogie-Pianisten, dessen Mundartdebüt auch sein Abgesang war. **Stephan Eicher** aus Münchenbuchsee war mehr Waver, Troubadour und Weltbürger als Berner Rocker. Aber er erwies den eigenen Wurzeln gern seine Reverenz, etwa mit seiner Tsigane-Version von Matters «Hemmige».

In der dritten Generation (ab den späten Neunzigern) wurden die Unterschiede ohrenfälliger. Die Hip-Hopper von **Chlyklass**, mit Rappern wie **Baze** und **Greis**, forcierten den urbanen Wortschwall. Derweil richtete sich der «klassische» Berner Rock zunehmend auf ländliche Festzelte aus und reichte von **Göläs** Büzersongs bis zum Alpin-Grunge von **Florian Ast**.

Die Gegenwart: Die jungen Formationen **Troubas Kater** und **Jeans for Jesus** gelten als Hoffnungsträger, **Steff la Cheffe** erschüttert die einstige Männerbastion, der Folkloreschlagener von **Trauffer** lässt die Wurzeln gerade noch erahnen. Die meisten der musikalischen Stammväter sind noch aktiv. Beständigkeit wird grossgeschrieben.

Bern ist (immer noch) überall.



Samuel «Sam» Mumenthaler war Schlagzeuger in der Urformation von Züri West. Er hat mehrere Bücher über die Schweizer Rockgeschichte verfasst, darunter «50 Jahre Berner Rock» (Zytglogge, 2009).

Songs

Es ist wieder Zeit für Mojitos

Von **Rico Bandle** — Zwei Lieder vom neuen Album hat **Züri West** vorab veröffentlicht. Aus **Kuno Laueners** «Meitschi» sind Frauen geworden, der **Depro-Chic** aber bleibt.

Ja, er singt tatsächlich. Kuno Lauener ist mit seinem coolen Geraune eigentlich der Nicht-Sänger schlechthin unter den Schweizer Rockern. Die neue Ballade «Schatteboxe» allerdings ist für seine Verhältnisse ungewohnt melodiös. Nur mit Piano-Begleitung trauert der Melancholiker einer verflissenen Liebe hinterher. Und er erklimmt dabei mit seiner Dauererkältungsstimme ungewohnte Höhen. Für einmal hält er dabei auch die Töne – mit 55 Jahren hat Lauener dazu die Geduld und Ruhe gefunden.

Thematisch aber bleibt alles beim Alten. In seinem Hit «Mojito», der 1999 den Umsatz des gleichnamigen Cocktails in Schweizer Bars in die Höhe schnellen liess, sang der Frauenschwarm über zwei Liebschaften: eine vergangene, die er gerne zurück hätte, und eine aktuelle (dem Mojito geschuldete), die er loshaben möchte («Jitz han i tummerwiis zwöi Meitschi / eis isch no hie – eis isch nimm da»).

Aus den *Meitschi* sind mittlerweile Frauen geworden, sie bereiten Lauener aber noch Kummer wie eh und je. Zumindest in den zwei Liedern, die **Züri West** als Vorboten des neuen Albums auf der Video-Plattform Youtube veröffentlicht hat: In einem Lied hat sich gerade eine Frau von ihm getrennt («Schatteboxe»), im andern, dem munter-rockigen «Schachtar gäge Gent», ist er noch mit einer zusammen. Leider.

Jeder Song ein Marthaler-Stück

«Schachtar» handelt von einem Paar, das sich längst nichts mehr zu sagen hat. Stumm, an der Flasche hängend, verfolgt es das unbedeutendste Champions-League-Spiel, das man sich nur vorstellen kann. «Mir sitze uf em Sofa, jede uf sim Platz. Zwöiti Haubzyt Schachtar gäge Gent», singt der launische Rocker, «scho wider ei Tag mee, wo mer üs no nid hei trennt.»

Die erneut ausgebliebene Trennung ist hier eher Niederlage als Erfolg – durch den brillanten Reim, «Gent» und «trennt», löst sich die Depression in leise Heiterkeit auf, getragen von

einem rasanten Züri-West-Rhythmus. Lauener trumpft bei diesem Song mit einer schnippischen Ironie auf, wie zu seinen besten Zeiten.

Es mag zu seiner Ironie gehören, dass er für beide Lieder das mehr oder weniger identische Video eingesetzt hat. Der Sänger wandelt in sich gekehrt zwischen trostlosen Betonhochhäusern in Bern-Bethlehem umher, scheinbar ziellos. Abgesehen von ihm und seinen Bandmitgliedern ist die Szenerie menschenleer. Die Videos sind in Schwarzweiss gehalten, was den Depro-Chic zusätzlich herausstreicht. Schon der Bandname **Züri West** insinuiert, dass Bern bloss ein Vorort der grössten Schweizer Stadt ist – diese

Bern-typische Underdog-Attitüde kostet Kuno Lauener noch immer genussvoll aus. Dass seine Fans in gemütlichen Altbauwohnungen leben und nicht in den vornehmlich von Migranten bewohnten Plattenbauten, spielt da keine Rolle. Auch nicht, dass heute der Sänger selbst in geordneten Verhältnissen mit Frau und Kindern lebt.



Weltschmerz-Poesie: Züri West.

Solche Widersprüche nimmt man bei Lauener gerne in Kauf. Zu stark ist die Musik, zu gut spielt er seine Rolle als «Schweizer James Dean» (Bänz Friedli). Immer wieder ist er in der Vergangenheit längere Zeit aus der Öffentlichkeit verschwunden, zuletzt ganze fünf Jahre lang. Indem er sich rarmachte, blieb er geheimnisvoll und interessant – ein Vorgehen, das in der narzisstischen Show-Welt Seltenheitswert hat.

Kunos Weltschmerz-Poesie ist zeitlos: Bei jedem Song läuft ein Film ab im Kopf, jedes Lied ist wie ein eigenes Christoph-Marthaler-Stück, bloss beschwingter und cooler.

Zur neuen Platte haben sich die Musiker bislang nicht geäussert. Abgesehen von den bereits veröffentlichten Songs ist nur der Album-Titel bekannt: «Love». Vielleicht findet das Glück Lauener ja doch noch.

Züri West: Love. Erscheint am 23. März. Die Band ist den ganzen Sommer auf Tournee und tritt an fast allen grösseren Open-Air-Festivals auf.

Unverfroren Sprungbrettbohren

Von Christoph Mörgeli

Politik sei das Bohren harter Bretter, meinte einst der grosse Soziologe Max Weber. Für unsere Bundesräte besteht die Politik mittlerweile im Bohren harter Sprungbretter. Nämlich von Sprungbrettern in eigener Sache. Um dank Beförderung in internationale Sphären die Fesseln des helvetischen Kleinstaats abzustreifen. Schon der Berner Bundesrat Ulrich Ochsenbein wechselte nach seiner Abwahl als Brigadegeneral in französische Dienste. Der Baselbieter Emil Frey wurde Direktor der Internationalen Telegraphen-Union. Und den Bündner alt Bundesrat Simeon Baviez zog's als Botschafter ins südliche Rom.

Nur erhielten Bundesräte damals nach ihrem Rücktritt keinerlei Rente. Heute beziehen sie nach einem Jahreslohn mit Spesenzulage von 475 163 Franken eine überaus grosszügige Pension. Nämlich 222 581 Franken und 50 Rappen, wobei noch Renten für andere Tätigkeiten hinzukommen. Der Sinn dieser Altersabsicherung bestünde darin, dass sich die Bundesräte voll auf ihr Amt konzentrieren können. Und nicht Netzwerke knüpfen, Gefälligkeiten erteilen und sich den Kopf über eine spätere Tätigkeit zerbrechen müssen.

Vergebene Liebesmüh. Adolf Ogi wollte nach dem Rücktritt unbedingt ins Internationale Olympische Komitee. Doch eine ungnädige Vorsehung und die Herren Blatter, Hodel und Kasper wussten dies zu verhindern. Ogi wurde dann sonderbarer Uno-Sonderberater. Auch Micheline Calmy-Rey hätte ihre Karriere fürs Leben gern bei der Uno als offiziellierter Engel für Menschenrechte fortgesetzt. Ihr Amtsvorgänger Joseph Deiss durfte immerhin ein Jahr lang die Uno-Generalversammlung präsidieren.

Laut *Basler Zeitung* schielt Doris Leuthard auf die Nachfolge von Klaus Schwab als WEF-Präsident. Bei allem Verständnis für ihr Hoffen und Bangen: Mit der Merenschwanderin verkäme das WEF zum Provinzianlass. Schwab täte auch im Interesse der Schweiz gut daran, zuerst bei Bill Clinton und Barack Obama anzuklopfen. Didier Burkhalter wollte der Enge seines Eidgenössischen Aussendepartements schon als Uno-Generalsekretär entfliehen. Jetzt drängt es ihn ins Generalsekretariat des Europarats. Zu diesem Zweck bremst er schon mal die Kandidatur des fähigen Botschafters Thomas Greminger fürs OSZE-Generalsekretariat aus. Denn man merke sich: Internationale Schweizer mindern die Chancen anderer internationaler Schweizer.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Betet, freie Schweizer, betet

Von Peter Bodenmann — Guy Parmelin: Beste Armee der Welt schießt Seilbahnkamera ab.



Endlich noch weniger Transparenz: Bundesrat Parmelin.

Beginnen wir in St. Moritz. Die Schweizer Alpen hängen voller Kabel. Jeder Hobby-Helikopterpilot weiss: Man muss höllisch aufpassen, denn nicht alle Kabel sind in seinen Karten korrekt vermerkt.

Das Schweizer Fernsehen lieferte uns aus St. Moritz – dank Seilbahnkamera – fantastische Bilder frei Haus. Für alle Skifans das Feinste vom Feinen. Dies nur dank den Billag-Gebühren. Und die Schweizer Skifahrerinnen und Skifahrer deckten uns mit einem Medaillenregen zu. Besser hätte es nicht laufen können.

Bis, ja, bis ein PC-7-Flieger in dieses Fernsehkabel flog. Der stellvertretende Kommandant der Luftwaffe wusste im Nachgang zu berichten: «Das Team hat dieses Kabel rekognosziert, und es wurde in jedem Flug-Briefing mehrmals erwähnt.» Volltreffer.

Guy Parmelin kommentierte den Vorfall von München aus: «Ich bin der Meinung, dass wir ziemlich oft solche Vorfälle haben. [...] Zum Glück stürzte der Flieger nicht in die Menge.»

Jeder Untersuchungsrichter müsste Guy Parmelin sofort einvernehmen. Und die Frage klären, warum der Weinbauer angesichts der «vielen Vorfälle» seine Luftwaffe über Stadien und in Kabel brausen lässt. Auch Ueli Maurer hat weiter einen schlechten Lauf. O-Ton nach der letzten Abstimmung: «Es schisst mi natürlich a.» Und jetzt noch das: Neu sollen Arbeitsvergaben noch intransparenter werden als bis-

her. Niemand hatte dies in der Vernehmlassung vorgeschlagen oder verlangt. Sechs kritische Mitberichte kritisierten den nachträglich reingefickten Gesetzesartikel. Im zweiten Anlauf setzte sich Maurer mit seiner Lex Duro durch.

Zitieren wir eine unverdächtige Zeugin, die SVP-Nationalrätin Natalie Rickli: «Der Entscheid des Bundesrats ist ein Skandal, ein Schlag in das Gesicht kritischer Journalisten.» Der Name des skandalösen Schlägers: Parteifreund «Duro» Maurer. Es gibt in der Schweiz nach Abstimmungen nur schlechte Verlierer. Von links bis rechts. Bei der SVP sind wieder einmal die Ausländer schuld. Wäre dem so, hätte nicht die Unternehmenssteuerreform Schiffbruch erlitten, sondern die erleichterte Einbürgerung.

Macht nichts. Die neue Über-Nacht-Strategie der SVP: «Kopf in den Sand stecken, bis das Ausland die Schweiz zur Reform zwingt. Um dann wieder über die bösen Ausländer zu schimpfen. Wird nicht funktionieren. Weil die Pharma-Industrie dieses Risiko nicht eingehen will.

Der Trost im rechten Wahnsinn: Das nicht funktionierende Kirchenlicht Hans-Ulrich Bigler ging – wie dieser dem *Sonntagsblick* verriet – bereits im zarten Alter von zwanzig Jahren eine «strategische Partnerschaft mit Gott» ein. Warum lässt Gott den Seinen fallen? Betet, freie Schweizer, betet.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Chef de Service public

Von Kurt W. Zimmermann — Der letzte Trick von Roger de Weck ist einer seiner besten. Das SRF als Mutter aller Medienhäuser.

Gestern habe ich mir drei Videos des Schweizer Fernsehens angeschaut. Allerdings schaute ich sie nicht auf dem Schweizer Fernsehen an.

Zuerst schaute ich ein Video über die Unwetter in Kalifornien. Ich schaute es auf NZZ online. Dann schaute ich ein Video über Kurt Cobain. Ich schaute es auf *Blick* online. Dann schaute ich ein Video mit Matthias Hüppi. Ich schaute es auf *Watson* aus dem Haus der *Aargauer Zeitung*.

Das Schweizer Fernsehen (SRF) beliefert unsere Verlagshäuser mit bewegten Bildern, die dann auf deren Internetseiten abgespielt werden. Das Ganze ist als «Versuchsbetrieb» deklariert. Mit anderen Worten: Es ist endgültig. Ich habe noch nie von einem Versuchsbetrieb gehört, der wieder eingestellt worden wäre.

Der endgültige Versuchsbetrieb bringt uns zu einer interessanten Frage: Wem gehört was? Gehören zum Beispiel quasi-staatliche Leistungen wie jene des SRF auch den privaten Unternehmen? Dürfen sie darum von ihnen weitervermarktet werden?

Ja, sagen die Verleger. «Open Source» nennen sie das Modell. Was mit öffentlichen Gebühren finanziert sei, so argumentieren sie, gehöre der Öffentlichkeit. SRF-Produktionen dürften darum von privaten Medienhäusern gratis oder zumindest sehr billig erneut abgespielt werden.

Ja, sagt auch die Politik. «Open Content» nennt die zuständige Nationalratskommission das Modell. Was mit öffentlichen Gebühren finanziert sei, so argumentiert sie, dürfe nicht den Markt zugunsten des einzelnen Wettbewerbers SRF verzerren.

Nach dieser Logik gehört den privaten Unternehmen also alles, was staatlich finanziert ist. Demnach dürfen private Transporteure das Schienennetz Schweiz der SBB nutzen, denn das wurde öffentlich subventioniert. Demnach dürfen UBS und Raiffeisen die Dienstleistungen der Kantonalbanken nutzen, denn auch die sind in öffentlicher Hand.

Die Idee, so sagen mir Staatsrechtler, sei juristisch eher wacklig. Aber darum geht es nicht. Es geht um Politik.

Ja sagt darum auch SRG-Generaldirektor Roger de Weck zu diesem Modell. Er hat den Video-Verträgen mit den privaten Verlagen gerne zugestimmt. Seine Vorbehalte gegen einen unbeschränkten «Open Content» betreffen lediglich die Urheberrechte, zum Beispiel jene von externen Mitarbeitern. Aber das lässt sich technisch lösen.



Wunderbare Zeiten: SRG-Generaldirektor de Weck.

Dass de Weck sich zum Schein noch ein bisschen ziert, ist logisch. Er will damit nur verschleiern, was für ein Coup ihm gelungen ist. Roger de Weck, noch bis Herbst im Amt, ist wirklich ein magistraler Chef de Service des Service public.

Tatsächlich ist es für das Schweizer Fernsehen ein epochaler Schritt, wenn es zum permanenten Programmlieferanten der privaten Medienhäuser wird. Die Verlage, weil unter Kostendruck, werden die öffentlich bezahlten Angebote mit Jubel akzeptieren. Sie tun es umso lieber, als ihnen das SRF glänzende Konditionen offerieren wird.

Das SRF bekommt damit neben seinen wenigen Frequenzen rund dreissig bedeutsame Zusatzkanäle. SRF künftig auf allen Kanälen. Politisch ist de Weck damit eine bemerkenswerte Ausweitung des Service public gelungen.

Besonders bemerkenswert ist, dass er mit seinem Trick sogar die SRG-kritische SVP hinter sich brachte. Die SVP glaubt in ihrer Dummheit, mit dem «Open Content» werde die Dominanz des SRG-Fernsehens beschnitten. In Wirklichkeit wird seine Dominanz ausgebaut. Der Staatsfunk ist als Sponsor der Privatwirtschaft nun für alle Zeiten politisch abgesichert.

Wir können uns also auf wunderbare Zeiten einstellen. Das Schweizer Fernsehen als Mutter aller Medienhäuser.

Mehr Vorbilder

Von Henryk M. Broder — Barbara Hendricks über Fisch und Fleisch.

Ministerin Barbara Hendricks, SPD, zuständig für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit, hat sich mit originellen Einfällen einen Namen gemacht. Mitte letzten Jahres legte sie einen «Klimaschutzplan 2050» vor, in dem unter anderem gefordert wurde, die Deutschen sollten ihren Fleischkonsum radikal reduzieren, von derzeit 1,1 Kilo pro Kopf und Woche auf 300 bis 600 Gramm. Die «Nachfrage nach tierischen Produkten» trage wesentlich zum Ausstoss von Treibhausgasen bei, die Landwirtschaft sei für acht Prozent der Treibhausgas-Emissionen verantwortlich. Das Anliegen der Ministerin fassten die *Deutschen Wirtschafts-Nachrichten* in einem Satz zusammen: «Hendricks will Kühen das Furzen verbieten.»



Anfang dieses Monats startete Hendricks' Ministerium eine Plakat- und Online-Kampagne für einen verantwortungsbewussten Umgang mit Natur und Nutztieren. Irgendjemand hatte sich elf «neue Bauernregeln» ausgedacht. Regel Nr. 1: «Steht das Schwein auf einem Bein, ist der Schweinestall zu klein.» Regel Nr. 9: «Ohne Blumen auf der Wiese geht's der Biene richtig miese.» Nach heftigen Protesten gegen die «pauschale und undifferenzierte Kritik an der Landwirtschaft» wurde die 1,6 Millionen teure Aktion abgebrochen, die Ministerin erklärte, es sei «niemals ihre Absicht» gewesen, die Berufshere der Bauern zu verletzen, sie habe nur auf «Fehlentwicklungen in der Landwirtschaft» aufmerksam machen wollen.

Der Spott über die missglückte Operation war noch nicht verhallt, da stand die Ministerin schon wieder vor der Presse und gab ihr nächstes Projekt bekannt. Gäste ihres Hauses würden nur noch vegetarisch bewirtet. Die «Dienstleister/Caterer» seien aufgefordert worden, «weder Fisch oder Fischprodukte noch Fleisch oder aus Fleisch hergestellte Produkte» zu verwenden. Nur Produkte aus «ökologischem Anbau» sowie «saisonale und regionale Lebensmittel mit kurzen Transportwegen» sollten aufgetischt werden. Witziger noch als die Anweisung war deren Begründung: Im Kampf gegen die «Auswirkungen des Konsums von Fleisch» habe die Behörde eine «Vorbildfunktion».

So ist es. Wir essen nicht nur zu viel Fleisch, wir haben zu wenige Behörden als Vorbilder. Das muss anders werden. Der Kampf geht weiter!

Schweiz als rote Hölle

Nach der Ablehnung der bürgerlichen Unternehmenssteuerreform III triumphieren die Linken. Sie sehen die Chance, das Land links umzupflügen. Welches wären die Folgen?

Von Christoph Mörgeli



Der Schwanz wedelt mit dem Hund: Christian Levrat.

In der letzten «Arena»-Sendung meinte der Luzerner CVP-Ständerat Konrad Graber als Vertreter der Abstimmungsverlierer der Steuerreform händeringend und zerknirscht: «Ich glaube, dass sich die Pro-Seite zu wenig in Szene setzen konnte, weil sie von der Kampagne von linker Seite überrascht wurde, die auf den Mittelstand gezielt hat.» Er selber sehe sich als Mittelstandsvertreter und habe eigentlich erwartet, dass die Befürworter der Unternehmenssteuerreform mit dem Mittelstand argumentiert hätten.

Kein «Mittelstand» im SP-Programm

Tatsächlich hat die linke Kampagne die breite bürgerliche Phalanx von SVP, FDP, CVP, GLP, BDP, Wirtschaftsverbänden und Kantonen recht eigentlich überrumpelt. Denn so viel Verlogenheit hätten sie alle in ihrer Naivität der SP nicht zugetraut. Der Coup mit dem Mittelstand war aber auch schwerlich zu erwarten. Denn im aktuellen sozialdemokratischen Parteiprogramm von 2010 sucht man den Begriff «Mittelstand» vergeblich. Er kommt nicht ein einziges Mal vor. Genauso wenig im

vorletzten Parteiprogramm von 1982. Und ebenfalls nicht in jenem von 1959. Wenn nun also die SP im Vorfeld der Abstimmung über die Unternehmenssteuerreform III (USR III) mit einem angeblichen «Milliarden-Bschiss am Mittelstand» argumentierte, begab sie sich in eine Kampfzone, die sie bis anhin noch niemals betreten hatte. Dies war offenbar erfolgreich, aber ähnlich aufrichtig, wie wenn sich die SVP plötzlich als Vertreterin der Hausbesitzer oder der Gewerkschaft Unia ausgeben würde.

Es gelang den Befürwortern tatsächlich nicht, den «Mittelstands-Bschiss» der SP zu entlarven. Auch andere Schlagwörter blieben unerwidert im Raum stehen – etwa das «Je grösser und reicher, desto privilegierter», überhaupt der Ausdruck «Steuerprivilegien» oder die offiziell veröffentlichte schlichte SP-Ideologie: «Wir bezahlen, Grossaktionäre profitieren.» Niemand hat die entscheidenden Fragen gestellt: Wer, bitte, ist hierzulande steuerlich privilegiert? Und wer sind die tatsächlich Bezahlenden, welche die SP mit dem Wort «wir» zusammenfasst? Folgendes sind

die Fakten: 12,3 Prozent der natürlichen Personen bezahlen 90 Prozent der Bundessteuern. Dabei handelt es sich ganz entschieden nicht um jenen «Mittelstand», von dem die SP neuerdings so gerne spricht. Es sind vielmehr die ganz schön Betuchten, die dermassen zur Kasse gebeten werden. In den Kantonen sieht es ähnlich aus: Im Kanton Zürich zahlen 10 Prozent der natürlichen Personen 50 Prozent der Steuern und weitere 40 Prozent der Einwohner noch einmal 30 Prozent. Mit anderen Worten: Menschen mit prekären Auskommen bezahlen in unserem Land faktisch keine Steuern. Doch die Reichen, die den überwiegenden Teil der Steuerlast tragen, dürfen sich zum Dank von den pubertären Jungsozialisten wie folgt anpflaumen lassen: «Zeigen wir den Superreichen den Mittelfinger.» Wenn bei uns jemand die von den Linken ständig bemühte Solidarität lebt, dann sind es genau diese Superreichen.

Sozialistisches Staatskrippentheater

Auch bei den angeblichen «Steuerlöchern», welche die SP bei Genehmigung der Unterneh-

menssteuerreform III voraussagte, handelt es sich um ein rotes Fantasieprodukt – jedenfalls längerfristig. Im Jahr 2008 hat der Souverän gegen erbitterten Widerstand der SP der Unternehmenssteuerreform II zugestimmt. Seither haben sich die Steuereinnahmen nur in eine Richtung bewegt, nämlich nach oben. Ganz offensichtlich führte diese Reform – wie von den Bürgerlichen verheissen – zu ausschliesslich positiven Aspekten, auch und gerade für die Mitmenschen auf der finanziellen Schattenseite. Trotz diesen positiven Erfahrungen mit der letzten durchgeführten Reform konnte SP-Nationalrätin Jacqueline Badran unwidersprochen behaupten, dass die USR III den Mittelstand tausend Franken pro Kopf beziehungsweise Familie kosten werde. Nach realistischen Berechnungen wären es im schlechtesten Fall höchstens hundert Franken, im wahrscheinlichsten Fall aber null Franken gewesen. Unwidersprochen blieben auch die Drohungen der rot-grün regierten Städte mit Steuererhöhungen bei Annahme der Vorlage. Dabei hätte man sie nur fragen müssen: «Wann habt ihr konsequenterweise in den letzten fünfzehn Jahren bei ständig höherem Steueraufkommen jemals die Steuern gesenkt?»

SP-Präsident Christian Levrat, der den Bürgerlichen eben noch anmassende Arroganz und hemmunglosen Machtrausch vorgeworfen hatte, erklärte schon am Abstimmungsabend das Volksverdikt zum grossen Wendepunkt der Legislatur. Und er träumt davon, wie jetzt die Linke den Bürgerlichen den Takt diktieren und wie der Schwanz gewissermassen mit dem Hund wedeln wird. Als ob am 12. Februar die Altersreform 2020 zur Debatte gestanden wäre, erklärte Levrat die siebzig zusätzlichen AHV-Franken als in Stein gemeisselt und warnte vor jedem Abweichen von



«Mittelstands-Bschiss»: Jacqueline Badran.

den unfinanzierbaren sozialpolitischen Forderungen der SP. Und in harmonischem Gleichklang, als hätten sie eine Schallplatte verschluckt, forderten die SP-Sprecher bei der Neuauflage der Unternehmenssteuerreform die Einführung einer Kapitalgewinnsteuer und die Erhöhung der Dividendenbesteuerung. Von den Sozi-Grössen ist definitiv keinerlei Verständnis für die wirtschaftliche Bedeutung von Wertschriften zu erwarten. Für sie trägt der Aktionär das volle Risiko, während der Gewinn grundsätzlich dem Staat gehört.

Vorwärts in den Kommunismus

Wenn es den Bürgerlichen ernst ist mit ihrer Politik, dürfen sie jetzt keinesfalls vor den Forderungen der Linken einknicken. Insofern hatte FDP-Nationalrat und Gewerbeverbanddirektor Hans-Ulrich Bigler völlig recht, wenn er schon am Abstimmungsabend jeder Kapitalgewinnsteuer und erhöhten Dividendenbesteuerung eine Absage erteilte. Denn jedes einzelne Rezept des SP-Programms führt in den wirtschaftlichen Ruin. Dennoch hat sich der Staat noch nie so breitmachen können wie heute. Die Anzahl der staatlich Besoldeten erreicht immer neue Rekordwerte. Die Sozialdemokraten führen nicht nur die SP-Gruppe «Bundespersonal», sie präsidieren auch den Bundespersonalverband (PVB). Und wettern gegen «unverantwortliche Sparprogramme», wo doch ein chinesisches Sprichwort besage: «Der Hunger ist kein guter Beamter.» Als Hungernde gemeint sind Bundesangestellte mit einem Durchschnittslohn von jährlich 122 000 Franken, die also mehr verdienen als die Angestellten des Zürcher Finanzplatzes.

In ihrem Communiqué nach dem Urnengang geisselte die SP das «rechte Machtkartell, das im Bundeshaus seine Klientelpolitik betreibt». Reden wir also von der Klientelpolitik: Neben den ohnehin privilegierten Beamten, deren Pensionskassen die Steuerzahler regelmässig aufstocken dürfen, hätschelt die SP besonders in den von ihr beherrschten Städten die Klienten ihrer sozialen Wohnungsbaupolitik. In der Stadt Zürich will die Stadtregierung offiziell mit Hilfe öffentlicher Gelder erreichen, dass nicht wie heute ein Viertel, sondern ein Drittel der Wohnungen gemeinnützig verwaltet wird. Leidtragende dieser Bevorzugung einer privilegierten Minderheit sind alle übrigen Mieter, deren Mieten angesichts der Erknappung des privaten Wohnraums steigen.

Welches wären denn die Auswirkungen der roten Forderungen für den Mittelstand? Min-

destens 15, eher aber 20 Prozent Mehrwertsteuer durch den EU-Beitritt, höhere Zinsen, Mieten, Steuern, Gebühren und Abgaben, tiefere Löhne sowie die Preisgabe der eigenen Währung. Vor der Türe stehen linke Volksinitiativen für mehr bezahlbare Wohnungen, für zwanzig Tage flexiblen Vaterschaftsurlaub oder für die Belastung der Unternehmen mit irgendwelchen Umwelt- und Menschenrechtsstandards. Mit Schrecken erinnern wir uns an ebenso fordernde wie überfordernde Begehren wie «AHV plus» mit dem Anspruch auf einen Zuschlag von 10 Prozent der Renten, an jenes «für ein bedingungsloses Grundeinkommen», damit die «ganze Bevölkerung» durch das Saugen an der Staatskrippe ein «menschenwürdiges Leben» fristet, oder an die «Pro Service public»-Initiative, damit der Bund unter keinen Umständen «nach Gewinn streben» kann. Ihre Erbschaftssteuer beschränkten die Genossen immerhin auf Erbschaften über zwei Millionen statt bloss eine Million Franken, weil manche SP-Politiker merkten, dass sie selber von ihren bürgerlichen Eltern Anwartschaften

erwarten dürfen, welche die Million deutlich überschreiten. Unvergessen bleiben die linken Anstrengungen zur Abschaffung der Pauschalbesteuerung, für eine «grüne Wirtschaft», für eine öffentliche Einheitskrankenkasse, für staatlich diktierte Mindestlöhne, für die «1:12»-Initiative «für gerechte Löhne» oder für sechs Wochen bezahlte Ferien für alle.



CVP-Ständerat Graber.

«Wir wurden von der linken Kampagne, die auf den Mittelstand gezielt hat, überrascht.»

Graues Postamt

Die Jungsozialisten wollen grundsätzlich das Kapital statt die Arbeit besteuern, den Boden und das Wohneigentum «kollektivieren». Sie krakeelen: «Kapitaleinkommen ist unrechtmässig angeeignetes Geld.» Im Kanton Zürich verlangt eine «Entlastungs-Initiative» der Juso eine so massive

Mehrbelastung der höheren Einkommen, dass der gesamte bessere Mittelstand aus dem Kanton vertrieben würde. Auch die SP plant gemäss ihrem Programm eine Wirtschaftsordnung, «die über den Kapitalismus hinausgeht und diesen durch die Demokratisierung der Wirtschaft letztlich überwindet». Dies hiesse nichts anderes als die Abschaffung des Privateigentums und der wohlstandserzeugenden Arbeitsteilung. Noch niemals hat sich ein Exponent der Schweizer Linken für eine Obergrenze der Staatsquote ausgesprochen. Das heisst im Klartext: SP und Grüne wollen den Kommunismus. Sie wollen die rote Hölle. Sie wollen unsere bunte Schweiz in ein einziges graues Postamt verwandeln. ○

Keine Angst vor der grauen Liste

Die Konstrukteure der Unternehmenssteuerreform III gingen davon aus, dass die Schweiz die kantonalen Steuerregime sofort abschaffen müsse. Andernfalls drohe die Abstrafung durch die OECD. Dieses Argument wurde zu wenig hinterfragt. Das Nein an der Urne bietet dazu eine neue Gelegenheit. *Von Florian Schwab*



Frische Ideen: mehr Autonomie für Kantone; hier der Blick auf Zug.

Das Mammutprojekt schmeckte der Bevölkerung nicht. Die Frage ist nun: Wie weiter nach dem Nein zur Unternehmenssteuerreform III (USR III)? Geht es nach dem Aussendepartement, so wird der Bundesrat «möglichst rasch eine neue Vorlage präsentieren, welche die umstrittenen Steuerregime durch international verträgliche Massnahmen ersetzen wird». Das klingt danach, als müsse man lediglich bei der abgelehnten Vorlage ein paar Stellschrauben nach links drehen, um so die Unterstützung der SP zu erreichen, und schon könnte die Vorlage alle Hürden passieren.

Doch ist der Weg wirklich so klar vorgezeichnet? «Stopp!», ruft Christoph Schaltegger, Professor für Politische Ökonomie an der Universität Luzern. «Etwas nachbessern genügt nicht», sagte er der *Sonntagszeitung* und sorgt mit einem eigenen Vorschlag für Furore: Der Bund solle Steuerprivilegien wie jene für Holdings, Domizil- und gemischte Gesellschaften aus dem sogenannten Steuerharmonisierungsgesetz streichen, das die kantonalen Steuersysteme aufeinander abstimmt und auch die zulässigen Sonderregelungen aufzählt. Schaltegger deutet an, dass man den Entscheid den Kantonen überlassen könnte, welche Instrumente sie einsetzen wollten – auch wenn er betont, dass diese gut beraten wären, auf international weniger angefeindete als die bisherigen zu setzen.

Hintergrund seines Vorschlags: Die Standards der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) sind nur für die nationale Regierung bindend, nicht für die Kantone. In den 2015 verabschiedeten Mindeststandards zur Unternehmensbesteuerung (Massnahme 5 des sogenannten BEPS-Pakets) heisst es wörtlich, diese seien unterhalb der nationalstaatlichen Ebene nur dann anwendbar, wenn die nationale Regierung «letztlich für die allgemeine Ausgestaltung der betreffenden Regelung verantwortlich» ist. Das heisst, die OECD kann die Schweiz nur für Sonderregime sanktionieren, die im nationalen Recht vorgesehen sind. Dem Vernehmen nach hatten die USA, wo die Gliedstaaten viele ähnliche Instrumente kennen, auf diese Klarstellung gedrungen.

Und was die OECD vor eineinhalb Jahren entschieden hat, gilt bis auf weiteres: Solange sich der Bund an die BEPS-Standards von 2015 hält, muss die Schweiz nicht befürchten, auf eine wie auch immer geartete graue Liste zu kommen. Von der ersten kritischen Erwähnung der im Bundesrecht vorgesehenen Steuerprivilegien im Jahr 1998 bis zu den 2015 verabschiedeten Mindeststandards zogen mehr als fünfzehn Jahre ins Land. Um die OECD müsste man sich also so rasch keine Sorgen machen.

Bleibt die Europäische Union. Brüssel verlangt seit langem von der Schweiz, die EU-Ver-

haltensregeln zur Unternehmensbesteuerung anzuwenden, welche die bisherigen Steuerregime ebenfalls ausschliessen. Manche Kritiker meinen, genau das sei die heimliche Agenda von EU-Freunden im Finanzdepartement gewesen: Das Schweizer Steuersystem sollte möglichst EU-kompatibel ausgestaltet werden und so den Pfad für einen schleichenden EU-Beitritt ebnen. Die BEPS-Verhandlungen in der OECD lieferten dafür eine willkommene Drohkulisse.

Schreckgespenst der Doppelbesteuerung

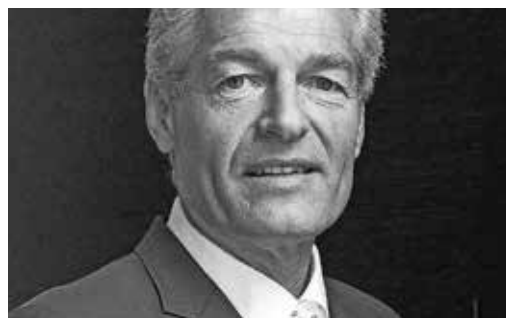
Es gibt keine juristische Verpflichtung, den Begehrligkeiten Brüssels nachzugeben. Im Abstimmungskampf wurde das Schreckgespenst der Doppelbesteuerung an die Wand gemalt. Das geht so: Wenn eine in der Schweiz ansässige Muttergesellschaft die Erträge ihrer Konzerntochter im Ausland voll versteuern muss, führt eine Holding-Struktur mit Schweizer Muttergesellschaft zwangsläufig zur Besteuerung der Erträge in beiden Ländern. Gerade von Seiten der Firmen war das Totschlagargument zugunsten der USR III, dass ausländische Finanzbehörden umgehend mit diesen Schikanen beginnen würden. Doch auch dies ist keineswegs zwingend, denn die Doppelbesteuerung wird durch verschiedene Abkommen verboten, welche die Schweiz mit zahlreichen Staaten, darunter allen Nachbarländern, eingegangen ist – über kantonale Steuerregime steht darin kaum etwas.

An den Doppelbesteuerungsabkommen haben auch die Vertragspartner ein Interesse. Und zwar erst recht, seit darin der automatische Informationsaustausch von Bankkundendaten geregelt ist. Sollte aber in einzelnen Ländern tatsächlich Gefahr im Verzug sein, könnte die Schweiz verhandeln und Lösungen anbieten, die den speziellen Verhältnissen gerecht werden. Selbst wenn man gegenüber EU-Ländern zu Zugeständnissen gezwungen wird, so lässt sich die steuerliche Attraktivität gegenüber der restlichen Welt wohl problemlos aufrechterhalten.

Gäbe es also eine Steuerstrategie, welche die Autonomie der Kantone bei der Unternehmensbesteuerung stärken, den Wirtschaftsstandort konkurrenzfähig halten und gleichzeitig den internationalen Kritikern der Schweiz den Wind aus den Segeln nehmen würde? Offenbar ja, offenbar hat man bei der USR III den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr gesehen. Frische Ideen wie jene von Christoph Schaltegger eröffnen ganz neue Optionen. Aber dafür müsste das Finanzdepartement aus dem Gleichschritt mit der EU ausbrechen. ○

Ohne Scheuklappen und Tabus

Wir haben alles unternommen, um die Firmensteuerreform an der Urne durchzubringen. Leider ohne Erfolg. Was ist zu tun? Die Unternehmen in der Schweiz brauchen dringend Rechts- und Planungssicherheit. Die Politik muss so schnell wie möglich eine neue Vorlage erarbeiten. *Von Heinz Karrer*



Schwierig würde es auf jeden Fall werden. Das wussten wir schon lange vor der Volksabstimmung zur Unternehmenssteuerreform III am 12. Februar. Auch wenn Bundesrat, Kantone und Gemeindeverband, Wirtschaft und die meisten Parteien hinter der Vorlage des Parlaments standen, mussten wir von einem starken Gegenwind ausgehen. Ein Nein des Stimmvolks konnten wir zu keinem Zeitpunkt ausschliessen.

Angespornt von immer neuen Umfrageergebnissen, strengten wir uns in den Wochen und Monaten vor der Abstimmung doppelt an. Wir, das waren viele nationale, kantonale und kommunale Politikerinnen und Politiker, Unternehmerinnen und Unternehmer von grossen und kleinen, nationalen und internationalen Unternehmen, Experten aus Parteien, Verbänden und Vereinen des Ja-Lagers. Wir diskutierten mit Bürgerinnen und Bürgern – auf der Strasse und in Vortragssälen. Wir standen den Medien in Interviews Red und Antwort, schrieben Artikel und Briefe, telefonierte mit Unternehmerinnen und Unternehmern, entwarfen Plakate und Inserate, verteilten Flugblätter, verschickten Informationsmaterial, mobilisierten on- und offline und unternahmen alles nur Erdenkliche, was zu einer professionellen Abstimmungskampagne gehört.

Erste Lagebeurteilung

Aber am Ende reichte es doch nicht: Die Vorlage fiel beim Stimmvolk durch – und zwar recht deutlich. Entsprechend gross war unsere Enttäuschung. Und entsprechend gross ist jetzt auch die Kritik an Organisationen und Personen. Wie konnte das geschehen? Woran lag es? War die Befürchtung der Stimmbürger hinsichtlich kurzfristiger Steuerausfälle stärker als ihre Zuversicht, das Steuersubstrat mit einem attraktiven System mittelfristig erhalten und langfristig ausbauen zu können?

Eine erste Lagebeurteilung im Steuerungsausschuss der Kampagne nahmen wir gleich am nächsten Morgen in der Früh vor. Und am Abend tauschten wir uns intern auch mit unseren Mitgliedern im Vorstandsausschuss aus. Völlig unbestritten ist, dass unsere breitabgestützte Kampagne nicht fehlerfrei war. Wie dies auch bei den letzten acht wirtschaftspolitischen Abstimmungskampagnen der Fall ge-

wesen war, die alle gewonnen wurden. Wie nach jeder Abstimmung müssen wir in den nächsten Wochen auch diese Kampagne sorgfältig und gründlich analysieren, ohne Scheuklappen und Tabus.

Klar ist aber auch, dass es neben Mängeln in der Kampagne noch andere Gründe geben musste für das Nein des Stimmvolks. Welche Rolle spielten zum Beispiel die Vorwürfe rund um die Unternehmenssteuerreform II? Welchen Einfluss hatte die Wortmeldung der früheren Vorsteherin des Finanzdepartementes, alt Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, in



Woran lag es?

der Schlussphase des Abstimmungskampfes? Und welchen die Kritik von alt Regierungsrat Christian Wanner (FDP), dem ehemaligen Präsidenten der kantonalen Finanzdirektoren? Welchen Einfluss hatte der frühe Widerstand grosser Städte und Gemeinden? Wie schwer wog der Umstand, dass einzelne Kantone nicht bekanntgaben, wie sie die Reform umsetzen wollten? Und vor allem: War die Vorlage ausgewogen genug? Auch solche Fragen gilt es sorgfältig zu beantworten, wenn wir dem Anspruch auf eine fundierte Gesamtbeurteilung gerecht werden wollen.

Die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger waren mit dieser Vorlage mehrheitlich nicht zufrieden. Das haben wir verstanden. Was auch immer die Gründe dafür waren, wir werden sie ernst nehmen müssen, ebenso wie andere fundierte und berechtigte Kritik an der Kampagne. Zentral für uns wird sein, welche Lehren wir aus den Erfahrungen mit dieser Vorlage ziehen können. Das wird insbesondere im Hinblick auf eine neue Reform wichtig sein.

Der Bundesrat wird, unter Einbezug von Kantonen, Städten und Gemeinden, zügig, aber nicht überhastet an die Erarbeitung einer neuen Vorlage gehen. Davon gehe ich aus. Dies ist auch zwingend notwendig, damit ein geordneter Übergang in ein neues international akzeptiertes Steuersystem innerhalb von 24 Monaten möglich sein wird. Dieses Ziel gilt es unbedingt, und jetzt erst recht, im Auge zu behalten. Denn die Unternehmen in der Schweiz brauchen möglichst rasch Rechts- und Planungssicherheit.

Noch mehr Kontakt zu den Bürgern

Dass eine Reform notwendig ist, wird von keiner Seite bestritten. Alle sind sich einig, dass der Status quo keine Option ist und dass wir die heutigen Steuerprivilegien abschaffen müssen. Es geht also um die Instrumente und deren Ausgestaltung und die transparente Umsetzung in den einzelnen Kantonen. Der Ball liegt nun wieder bei Regierung und Parlament. Sie stehen im kommenden politischen Prozess in der Verantwortung. Der Ball liegt aber insbesondere auch bei den Kantonen, die ihre Reformen weiter vorantreiben und politisch abstützen müssen, um den Firmen Perspektiven zu bieten. Wir helfen und diskutieren mit und werden das notwendige Fachwissen und die Anliegen von grossen und kleinen, national und international tätigen Unternehmen einbringen, damit wir die Steuereinnahmen für unser Land auch langfristig sichern.

Dabei werden wir mehr noch als bisher auch den Dialog mit den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern suchen und pflegen. Denn eine Wirtschaft ist angewiesen auf gesellschaftliche Akzeptanz. Und das braucht den Einsatz jedes Einzelnen von uns, Tag für Tag.

Heinz Karrer ist Präsident von Economiesuisse.



«Veränderungen von sozialen und kulturellen Verhaltensmustern»: Bundesrätin Sommaruga, Befürworterin der Istanbul-Konvention.

In den Fängen des Feminismus

Die Schweiz will der Europarats-Konvention gegen Gewalt an Frauen beitreten. Politischer Widerstand regt sich kaum. Doch eine Ratifizierung wäre teuer und würde den Staat zu uferlosen Tätigkeiten ganz im Sinn der feministischen Ideologie ermächtigen. *Von Philipp Gut*

Am kommenden Montag, am ersten Tag der Frühlingssession, wird der Ständerat das Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt genehmigen. Davon ist auszugehen, denn in der Vernehmlassung bis Ende Januar haben sich nur wenige kritische Stimmen gemeldet. Die Konvention wurde von einer Expertengruppe entworfen und im Mai 2011 in Istanbul zur Unterzeichnung aufgelegt, daher wird sie auch Istanbul-Konvention genannt. Sie sei «europaweit das erste bindende Instrument, das Frauen und Mädchen umfassend vor jeglicher Form von Gewalt, inklusive häuslicher Gewalt, schützt», schreibt der Bundesrat in seiner Botschaft vom 2. Dezember 2016. Die Schweiz genüge den Anforderungen der Konvention, fügt er lapidar hinzu.

Die Regierung und das federführende Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga signalisieren so, dass ein Beitritt zum Übereinkommen problemlos wäre und bloss «geringfügige finanzielle und personelle Auswirkungen» auf die Schweiz hätte. Wer sich die

Mühe macht, den sperrigen Text mit seinen 66 Artikeln zu lesen, kommt jedoch zu einem anderen Schluss. Schon der erste Artikel fordert «einen umfassenden Rahmen sowie umfassende politische Massnahmen». Ein «besonderer Überwachungsmechanismus» soll deren «wirksame Durchführung» gewährleisten.

Biologisches Geschlecht abgeschafft

Der Artikel 3 («Begriffsbestimmungen») definiert Gewalt gegen Frauen «als eine Menschenrechtsverletzung und eine Form der Diskriminierung der Frau», sie bezeichne «alle Handlungen geschlechtsspezifischer Gewalt, die zu körperlichen, sexuellen, psychischen oder wirtschaftlichen Schäden oder Leiden bei Frauen führen oder führen können, einschliesslich der Androhung solcher Handlungen». Bei der Definition dessen, was «geschlechtsspezifische Gewalt» ist, stützt sich die Konvention voll auf die Genderideologie, also auf die Annahme, dass es kein biologisches, sondern nur ein sozial konstruiertes Geschlecht gebe. Dieses definiert sie nämlich als «die gesellschaftlich

geprägten Rollen, Verhaltensweisen, Tätigkeiten und Merkmale, die eine bestimmte Gesellschaft als für Frauen und Männer angemessen ansieht». Nach dieser Vorstellung hat das Geschlecht nichts mit Natur zu tun – eine seltsam unwissenschaftliche Basis für ein derart weitreichendes völkerrechtliches Vertragswerk.

Es leuchtet ein, dass dies gerade im Zusammenhang mit der juristischen Verbindlichkeit des Übereinkommens problematisch ist. So sieht der Artikel 30 Schadenersatz und in gewissen Fällen sogar «staatliche Entschädigung» für die Opfer vor. Werden Frauen in Zukunft also Schmerzensgeld fordern, weil sie nicht Ingenieur oder Stierkämpfer geworden sind?

Auch der Gewaltbegriff der Istanbul-Konvention ist weit entfernt von dem, was man im Alltag und im Strafrecht unter «Gewalt» versteht. In der Präambel ist von der angeblichen Tatsache die Rede, «dass Gewalt gegen Frauen der Ausdruck historisch gewachsener ungleicher Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen ist, die zur Beherrschung

und Diskriminierung der Frau durch den Mann und zur Verhinderung der vollständigen Gleichstellung der Frau geführt haben». Weiter verkündet die Präambel, dass «Gewalt gegen Frauen als geschlechtsspezifische Gewalt strukturellen Charakter hat» und dass sie einer der entscheidenden sozialen Mechanismen sei, durch den Frauen in eine «untergeordnete Position gegenüber Männern gezwungen» würden.

Das ist die Philosophie des radikalen Feminismus – und schießt über das von keiner vernünftigen Person bestrittene Ziel hinaus, wirkliche Gewaltakte gegen Frauen einzudämmen. Die Istanbul-Konvention will die Gesellschaft denn auch einem tiefgreifenden

Besonderes Gewicht legt die Konvention auf die Propaganda in den Klassenzimmern.

Wandel unterziehen. Sie zwingt die Staaten, «Veränderungen von sozialen und kulturellen Verhaltensmustern von Männern und Frauen mit dem Ziel zu bewirken, Vorurteile, Bräuche, Traditionen und alle sonstigen Vorgehensweisen, die auf der Vorstellung der Unterlegenheit der Frau oder auf Rollenzuweisungen für Frauen und Männer beruhen, zu beseitigen».

Die Urheber der Konvention sollten sich vielleicht einmal mit dem norwegischen Gleichstellungsparadox befassen. Kein Land auf der Welt hat nämlich mehr getan für die Gleichstellung als Norwegen, trotzdem wählten und wählen aber gerade die superemanzipierten Norwegerinnen lieber einen Job, der traditionell als weiblich gilt – viel öfter als die Generation ihrer Mütter.

Asylgrund Geschlecht

Das Übereinkommen verlangt von den Unterzeichnerstaaten eine eindruckliche Liste von Tätigkeiten, die natürlich alle etwas kosten. Es müssten «finanzielle und personelle Mittel» bereitgestellt werden «für die geeignete Umsetzung von ineinandergreifenden politischen und sonstigen Massnah-



«Bewusstseinsbildung»: Treffen in Strassburg.

men sowie Programmen zur Verhütung und Bekämpfung aller in den Geltungsbereich dieses Überkommens fallenden Formen von Gewalt, einschliesslich der von nichtstaatlichen Organisationen und der Zivilgesellschaft durchgeführten», statuiert Artikel 8. Vater Staat muss mithin nicht nur die eigenen Kosten tragen – etwa für Schutzeinrichtungen und Telefonberatung –, sondern auch NGOs und andere Akteure alimentieren.

Weiter verlangt die Konvention, dass Koordinierungsstellen gegründet, Daten gesammelt, sowohl die feministische als auch die Genderforschung gefördert, Studien erstellt, Expertengruppen geschaffen, Aus- und Fortbildungsmassnahmen finanziert, Präventions- und Sensibilisierungsprogramme entwickelt sowie Kampagnen zur «Bewusstseinsbildung» durchgeführt werden. Besonderes Gewicht legt sie auf die Propaganda in den Klassenzimmern. Es müssten spezielle Lehrmittel zum Inhalt der Konvention verfasst und Themen wie die «Aufhebung von Rollenzuweisungen» in «die offiziellen Lehrpläne auf allen Ebenen des Bildungssystems» aufgenommen werden, fordert Artikel 14.

Mehr Mut

Schliesslich würde eine Ratifizierung des Übereinkommens die Schweiz dazu verpflichten, ihre Asylgesetzgebung nach feministischen Kriterien umzukrempeln. Sie müsste «geschlechtersensible Aufnahmeverfahren und Hilfsdienste für Asylsuchende sowie geschlechtsspezifische Leitlinien» ausarbeiten, «einschliesslich der Bestimmung des Flüchtlingsstatus und des Antrags auf internationalen Schutz». Der Artikel 60 verlangt explizit die Möglichkeit von «Asylanträgen aufgrund des Geschlechts».

Die Hauptlast eines Beitritts hätten die Kantone zu tragen, dennoch lehnten nur deren drei in der Vernehmlassung eine Ratifizierung ab. Es sei zu befürchten, dass die Entwicklung des supranationalen Rechts auch auf dem Gebiet der Verhütung von Gewalt gegen Frauen Ansprüche generieren könnte, welche mit den Gepflogenheiten in der Schweiz nicht zu vereinbaren seien, schreibt der Regierungsrat von Schwyz. «Wir sind nicht bereit, neue Aufgaben zu übernehmen, die nicht vom Parlament im Gesetzgebungsverfahren beschlossen und im Bedarfsfall auch geändert werden können», meint der Luzerner Justizdirektor Paul Winiker. Die Thurgauer Regierung schliesslich wirft dem Bund vor, die finanziellen, personellen und juristischen Folgen der von der Konvention verpflichtend geforderten Massnahmen zu verharmlosen. Als unbefangener Beobachter fragt man sich tatsächlich, warum nicht mehr politische Akteure den Mut aufbringen, diesen Unsinn zu stoppen. ○

Bern

Asyl-Eldorado

Das Stadtparlament fordert die Exekutive zum Rechtsbruch auf.

Man ist ja schon an einiges gewöhnt, aber jetzt droht die Bundesstadt endgültig zum rechtsfreien Raum zu verkommen: Die links-grüne Parlamentsmehrheit will Bern zu einem Eldorado für Asylsuchende aus der ganzen Welt machen. Es soll 1500 zusätzliche Flüchtlinge aufnehmen und für deren Unterbringung Platz schaffen. Noch etwas brisanter ist der Punkt 4 in dem entsprechenden Vorstoss. Angesichts der gegenwärtigen Migrationskrise und der sich daraus ergebenden humanitären Notsituationen sollten die lokalen Behörden ihre Unterstützung bei der Durchführung von auf Migranten bezogenen Ausschaffungsverfahren und auch bei sonstigen Zwangsmassnahmen gegenüber Zuwanderern auf dem Gebiet der Stadt Bern verweigern. Die Stadt Bern heisst also illegale Zuwanderer, Asylsuchende mit abschlägigem Entscheid und eben auch kriminelle Ausländer willkommen.

Über das Gesetz hinweg

SVP-Stadtparlamentarier wie Henri Beuchat verschlägt es ob dem dreisten Vorstoss fast die Sprache: Der Auftrag des Stadtparlamentes an die Regierung sei nichts anderes als die Anstiftung zu einer Straftat. Er beinhalte nämlich, dass der Gemeinderat sich über die einschlägigen Bundesgesetze einfach hinwegsetzen solle. Für einmal gingen die Forderungen des parlamentarischen Fussvolkes auch der links-grünen Mehrheit im Gemeinderat viel zu weit, die über kriminelle Vorfälle rund um die Berner Reitschule regelmässig generös hinwegsieht. Vergeblich versuchte das Gremium, das Parlament von dieser Schnapsidee wieder abzubringen, und erinnerte daran, dass die Stadt sich nicht übergeordnetem Bundesrecht widersetzen könne. Dennoch hat das Parlament den Vorstoss überwiesen und die eigene Regierung damit in Verlegenheit gebracht.

Mit welchen rechtlichen Folgen?

Die SVP hat den Ball aufgenommen. Ihr Stadtrat Alexander Feuz, der schon während der Debatte im Stadtrat auf die Ungesetzlichkeit der Forderung hinwies, will vom Gemeinderat in einer dringlichen Interpellation wissen, welche rechtlichen Folgen es für die Stadt und die dafür zuständigen Beamten habe, wenn die Exekutive tatsächlich, wie im Postulat gefordert, künftig die Mithilfe bei Ausschaffungen verweigert. Fortsetzung folgt. *Hubert Mooser*

Spektakel im Wallis

Bei den Staatsratswahlen geht es drunter und drüber. Fast alle Parteien sind intern zerstritten. Es gibt aber ein gemeinsames Feindbild: SVP-Mann Oskar Freysinger, der mit seinem Rechtsbündnis die Gegner aufgescheucht hat. Vor allem Christophe Darbellay. *Von Hubert Mooser*

Erstmals steigt im Wallis bei den Staatsratswahlen im März das rechte Lager mit einem parteiübergreifenden Bündnis, Ensemble à droite (Gemeinsam nach rechts), in den Kampf um höchste Regierungsämter. SVP-Staatsrat Oskar Freysinger konnte mit dem Unterwalliser Nicolas Voide einen prominenten Vertreter des katholisch-konservativen Flügels der CVP zu einer gemeinsamen Liste überreden. Freysinger, Voide und die Briger Gemeinderätin Sigrid Fischer-Willa bilden nun eine Art Bollwerk gegen die von Spitzenkandidat Christophe Darbellay angeführte Wahlkampfmaschine der CVP. Das Bündnis mit Voide war ein maliziöser Zug Freysingers. Voide wohnt im Bezirk Martigny wie Darbellay, pro Bezirk darf jedoch nur ein Vertreter im Staatsrat sitzen, und so kommt die Kandidatur Voids einer Kriegserklärung an Darbellay gleich.

Dritte Welt am Ende des Neat-Südportals

Das sagt Freysinger aber nicht öffentlich. «Wir wollen den Stimmbürgern eine echte Auswahl bieten, und zwar auf der Basis eines Regierungskonzeptes», antwortet er, wenn man ihn dazu befragt. Von aussen betrachtet, täte dem Kanton ein neuer Kurs eigentlich ganz gut. Das Wallis ist ein typisches Beispiel dafür, wie der Finanzausgleich des Bundes und grosszü-

gige Subventionen wirkungslos verpuffen. Gegen 600 Millionen Franken kommen Jahr für Jahr direkt vom nationalen Finanzausgleich. Nimmt man die Statistik der Bundessteuer als Grundlage, fängt nach dem Südportal des Neat-Tunnels am Lötschberg für Schweizer Verhältnisse die Dritte Welt an. Mehr als die Hälfte aller Walliser zahlen keine Bundessteuer, weil das steuerbare Einkommen zu niedrig ist. Wirtschaftlich kommt das Wallis nicht vom Fleck.

Das ist nicht bloss eine Folge der ungünstigen Topografie. Über ein Jahrhundert lang wurde der Kanton wie eine Erbmonarchie von der CVP regiert. Treue Parteileute wurden mit lukrativen Jobs und Aufträgen bedient. Die Kronprinzen wurden von den Parteigranden auserlesen und von der Delegiertenversammlung designiert. Die eigentliche Wahl war bloss noch Formalität. Vom inzwischen verstorbenen früheren Walliser CVP-Parteichef Bruno Crettaz stammt der Ausspruch, die CVP-Delegiertenversammlung hätte zu ihren besten Zeiten einen Maulesel aufstellen können, er hätte die Wahl in die Walliser Regierung problemlos geschafft. Es geht zwar nicht mehr ganz so einfach, seit Freysinger den Kanton aufmischt. Aber an den Herrschaftsverhältnissen der Walliser CVP in der Kantonsregierung hat sich bis heute kaum etwas verändert. Die CVP beansprucht weiter drei von fünf Sitzen, obwohl die Partei die Mehrheit im Parlament schon vor Jahren verloren hat.

Freysinger hat jetzt aber mit seinem Rechtsbündnis alle aufgescheucht – Darbellay ein bisschen mehr als die anderen. Die politische Glaubwürdigkeit des CVP-Spitzenkandidaten hat wegen der Geschichte mit dem «einmaligen amourösen Ausrutscher» und dem Kind aus dieser Liaison als «freudiges, aber unerwartetes Ereignis» gelitten, weil er als Parteichef jahrelang das Hohelied auf die traditionelle Familie angestimmt hatte. Darbellay versuchte diese Klippe elegant zu umschiffen, indem er bei seinem Kampagnenstart verkündete, er werde zu seiner unehelichen Vaterschaft keine Fragen mehr beantworten, er habe alles gesagt, was es dazu zu sagen gebe. Doch ausgerechnet der parteiinterne Konkurrent Voide nahm Darbellays Schweigen zum Anlass

für seine eigene Kandidatur. Seither muss Darbellay trotzdem wieder unliebsame Fragen über sich ergehen lassen. *Nouvelliste*-Chefredaktor Vincent Fragnière nahm ihn bei einem Videointerview in die Mangel. Darbellay musste sich zwar zeitweise an der Tischplatte festkrallen, als der *Nouvelliste*-Chef wiederholt nachhakte, ob es tatsächlich ein einmaliger Ausrutscher gewesen sei, ging jedoch sogleich zum Angriff über. Wenn er bei den Wahlen eine Stimme mehr mache als Freysinger, werde er Anspruch erheben auf das von diesem geleitete Bildungsdepartement – dies unter Missachtung des auch in der Walliser Regierung geltenden Anciennitätsprinzips.

Nur die SVP marschiert geschlossen

Im Wallis reden jetzt alle über Bildungspolitik, obwohl es in dieser Sparte, verglichen mit anderen Bereichen, eher wenige Probleme gibt. Die Geschichte der Strasse N 9, traditioneller Hoheitsbereich der CVP, böte Stoff für einen mehrteiligen Thriller. Seit dreissig Jahren bastelt man an der Fertigstellung im Oberwallis, die Kosten sind längst aus dem Ruder gelaufen, und die Vergabe von Teilabschnitten ist nicht immer über alle Zweifel erhaben. Das ist aber kein grosses Thema. Stattdessen versuchen seine Gegner, Freysinger Fehler in der Amtsführung nachzuweisen, bisher aber ohne grossen Erfolg. Bevor er Bildungsminister wurde, hatte er auf allen Schulstufen unterrichtet, zuletzt jahrelang als Gymnasiallehrer am Kollegium Sitten. Eine Debatte auf dem Walliser Regionalsender

Canal 9 endete damit, dass alle Teilnehmer inklusive Darbellay fanden, das Wallis habe das beste Bildungssystem der Schweiz, und dies trotz Oskar Freysinger.

Das passt irgendwie zu den derzeitigen Staatsratswahlen, bei denen nichts so ist, wie es immer war. Noch nie haben sich so viele Kandidaten um die fünf Sitze in der Walliser Regierung gestritten, dreizehn sind es insgesamt, wobei bloss die zwei CVP-Sitze von Jean-Michel Cina und Maurice Tornay vakant sind. Und die heftigsten Kontroversen laufen nicht etwa zwischen den verschiedenen politischen Formationen, sondern zwischen parteiinternen Konkurrenten. Fassen wir das kurz zusammen: Die SP steigt mit der amtierenden



Noch nie haben sich so viele Kandidaten um die Sitze gestritten.



Herrschaftsverhältnisse: CVP-Politiker Darbellay.



Bollwerk gegen die CVP: Staatsrat Freysinger.

Staatsrätin Esther Waeber-Kalbermatten ins Rennen. Aber der frühere SP-Nationalrat Stéphane Rossini aus dem französischsprachigen Unterwallis würde Waeber-Kalbermatten gerne ablösen. Rossinis Gefolgsleute im Unterwallis haben so lange gegen die Übervertretung der deutschsprachigen Oberwalliser Minderheit in der Regierung und gegen die eigene Staatsrätin gepoltet, dass der Parteikongress Rossini und Waeber-Kalbermatten zusammen aufstellte. Rossini kann aber inzwischen keinen Vorschlag auf Facebook platzieren, ohne dass der frühere Oberwalliser SP-Staatsrat Thomas Burgener aus Visp diesen in den Kommentarspalten sogleich zerpfückt.

Von den Freisinnigen hat man nicht wirklich das Gefühl, dass sie den vor Jahren verlorenen Regierungssitz tatsächlich zurückgewinnen wollen. Sie treten mit mehr oder weniger unbekanntem Leuten an: mit Freysingers Chefbeamten Claude Pottier und dem Kadermann der Migros, Frédéric Favre. Inzwischen sind die beiden Freisinnigen untereinander aber auch noch zerstritten, weil Pottier bei einem allfälligen zweiten Wahlgang mit Freysinger paktieren will, Favre davon aber nichts wissen will.

Bei der CVP brodelt es intern gewaltig, seit Freysinger Voide in sein rechtsbürgerliches

Bündnis holen konnte. Voide wird als Verräter verunglimpft, CVP-Ständerat Jean-René Fournier, der Voides Kandidatur in einem Interview mit der Zeitung *Le Temps* beglückwünschte, wird parteiintern fast gemobbt.

Schweigeminute gegen Freysinger

Wenn sich nebst dem gegenwärtigen Zweikampf Darbellay – Freysinger so etwas wie ein allgemeiner Trend aus diesem Wahlkampf ableiten lässt, dann vor allem dieser: Alle Parteien haben sich auf die SVP und deren Leaderfigur eingeschossen.

Das hat aber wohl mehr mit Freysingers elektoraler Erfolgsserie zu tun als mit seinem Wirken als Justiz- und Bildungsminister. Die Verteufelung von politischen Überfliegern hat im Wallis Tradition. Als der Sozialistenführer Karl Dellberg vor Jahrzehnten erfolgreich die Arbeiterschaft organisierte, predigten die Pfarrherren am Sonntag von der Kanzel herab ewige Verdammnis all jener, die den gottlosen Roten ihre Stimme gäben. Heute versammeln sich zartbesaitete Rote zu Andacht und Schweigeminute gegen die Politik des Walliser Bildungsministers auf der Place du Scex in Sitten – und mitten unter ihnen die amtierende Präsidentin der Walliser Regierung, Esther Waeber-Kalbermatten. Ist es

nicht schlechter Stil, als Vorsitzende einer Kollegialbehörde gegen ein Mitglied dieser Kollegialbehörde zu demonstrieren? Die etwas spitzfindige Antwort der Magistratin: «Die Demonstration richtete sich nicht gegen Staatsrat Oskar Freysinger, sondern gegen die Wahlplakate der SVP.» Mit diesen Affichen würden den Walliser Wählern Unwahrheiten suggeriert. Man muss sich aber schon gewaltig anstrengen, wenn man wegen dieser Plakate entrüstet sein will. Sie sagen etwa, dass eine Walliserin ihre Miete nicht mehr bezahlen könne, während der Staat Tausende von Franken für Migranten ausbebe. Die gleichen Bedenkenträger haben zudem an alle Haushalte einen Aufruf gegen Freysinger verschickt unter dem zweideutigen Titel «Coupons-lui la queue» (Schneiden wir ihm den Schwanz ab).

Christophe Darbellay kann das alles nur recht sein: Solange alle über Freysinger und die SVP-Plakate herziehen, redet niemand mehr über seine amourösen Eskapaden und seine Glaubwürdigkeit. Für eine politische Kursänderung wird es diesmal zwar wohl nicht reichen. Aber mit Darbellay und Freysinger in der gleichen Regierung darf man sich wenigstens schon jetzt auf eine politisch animierte und unterhaltsame Legislatur freuen. ○

Jung, krank, IV-Rentner

Die Zahl junger Personen, die aus psychischen Gründen eine IV-Rente beziehen, steigt rasch. Ein Mindestalter bei der Invalidenversicherung wäre sinnvoll. Doch der Bundesrat verzichtet darauf.
Von Alex Reichmuth

Ende dieses Jahres fällt der Zuschuss aus der Mehrwertsteuer an die Invalidenversicherung (IV) weg. Gemäss vielen Politikern ist die IV aber noch nicht saniert, sondern hat weiterhin ein Finanzierungsloch von über einer halben Milliarde Franken pro Jahr. Jedenfalls hat der Bundesrat letzte Woche seine Vorschläge zu einer weiteren Revision der IV präsentiert. Ein Aspekt stand dabei besonders im Fokus: die anhaltend hohe Zahl an Neurentnern unter dreissig Jahren. Schon vor drei Jahren sprach die OECD von einem gravierenden Problem der Schweiz mit jungen Rentenbezügern.

Laut Sozialminister Alain Berset (SP) will die Regierung dieses Problem nun mit verbesserter Früherfassung von Entwicklungsstörungen bei Jugendlichen und effizienteren Eingliederungsmassnahmen lösen. Zudem kündigte er an, einige finanzielle Fehlanreize, die auf junge Erwachsene wirken, zu eliminieren. Auf ein Mindestrentenalter aber will der Bundesrat verzichten – entgegen der Empfehlung von Fachleuten.

Top-Diagnose Schizophrenie

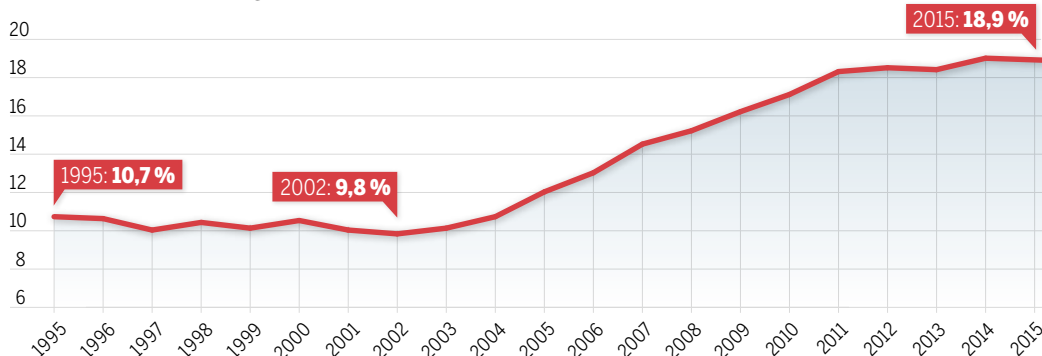
Schaut man die Zahlen an, könnte man meinen, die Schweizer Jugend werde immer kränker. Im Vergleich zur Zeit um die Jahrtausendwende werden heute zwar insgesamt nur noch



Mehr Effizienz: Gesundheitsminister Berset.

Entwicklung bei IV-Neurentnern

Anteil Personen unter dreissig Jahren, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR SOZIALVERSICHERUNGEN

Fast doppelt so viele Neurentner unter dreissig Jahren.

etwa halb so viele Leute zu IV-Rentnern – dank Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt und strengerer Vergabepaxis. Doch an den Jungen geht diese Entwicklung offenbar spurlos vorbei: Wie vor zwanzig Jahren bekommen heute noch immer über 2500 junge Erwachsene jährlich neu eine Invalidenrente. Die Zahl

«Niemand unter dreissig Jahren sollte eine IV-Rente erhalten.»

ist trotz aller Fortschritte bei Früherfassung und Reintegration sogar leicht gestiegen. Entsprechend hat sich der Anteil der Personen unter dreissig Jahren bei den Neurentnern fast verdoppelt, von 10 auf 19 Prozent (siehe Grafik). Dabei handelt es sich in den meisten Fällen nicht um körperlich schwerbehinderte Menschen, wie sie die Medien gerne zeigen: Bei rund siebzig Prozent der neuen IV-Fälle unter dreissig erfolgt die Berentung aus psychischen Gründen. Das sind etwa dreimal so viel wie 1995.

Hintergründe zu dieser rasanten Entwicklung lieferte im Herbst 2015 eine Studie im Auftrag des Bundes unter Leitung von Niklas Baer von der Fachstelle Psychiatrische Rehabilitation Baselland. Die Analyse von 500 Dossiers zeigte, dass junge Erwachsene, die aus psychischen Gründen eine IV-Rente beziehen, oft Schulwechsel, Sonderschulung, Ausbildungsabbrüche und familiäre Schwierigkeiten hinter sich haben. Bezüglich Diagnosen stehen schwammig wirkende Befunde wie Entwicklungsstörung und Persönlichkeitsstörung an der Spitze. Auch Schizophrenie zählt zu den häufigsten

Gründen, warum junge Erwachsene für invalid erklärt werden. Das könnte auf den Cannabis-Konsum zurückzuführen sein. Vor kurzem hat das Universitätsspital Lausanne erstmals einen Zusammenhang zwischen Kiffen und Schizophrenie wissenschaftlich bestätigt.

Laut Fachleuten bekommen auch immer mehr junge Leute wegen der Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) eine Rente zugesprochen. ADHS ist weitherum als Modekrankheit verschrien. Der *Tages-Anzeiger* porträtierte Marcel H., der schon im Alter von neunzehn Jahren wegen ADHS zum IV-Rentner wurde, weil er als «nicht eingliederbar» galt. H. hat es laut eigenen Worten als «Dressur» erlebt, dass man ihm als Kind Ordnung, Fleiss und Betragen beibringen wollte. Nach einer Anlehre als Gärtner schaffte H. den Sprung in die Berufswelt nicht.

3200 Franken pro Monat steuerfrei

Niklas Baer bestritt gegenüber der NZZ, dass es in der Schweiz mehr psychisch kranke Jugendliche gebe als früher. «Sie werden aber besser erkannt, weil es mehr Psychologen und Psychiater gibt», so der Studienleiter. Bei jungen Leuten könne eine Rente allerdings «kontraproduktiv und krankheitsfestigend» wirken. «Niemand unter dreissig Jahren sollte eine IV-Rente erhalten», forderte Baer. Dieser Meinung angeschlossen hat sich der Arbeitgeberverband – wobei unbestritten ist, dass Personen mit schweren körperlichen oder geistigen Geburtsgebrechen ausgenommen sind. Probleme von Jugendlichen früher zu erfassen und ihre Integration in die Arbeitswelt zu verbessern, wie es der Bundesrat will, ist sicher positiv. Ob man damit die Zunahme junger

IV-Rentner mit psychischen Problemen stoppen kann, darf aber aus guten Gründen bezweifelt werden:

— Solange junge IV-Rentner ein Einkommen erzielen, das sie durch Arbeit oft nicht erreichen könnten, bleibt ein zentraler Fehlanreiz bestehen. Zusammen mit Ergänzungsleistungen haben sie rund 3000 Franken pro Monat zur Verfügung – steuerfrei und gesichert bis zum Pensionsalter. Auch sind sie von der Billag-Gebühr befreit und haben Anspruch auf Prämienverbilligung bei der Krankenkasse. Der erwähnte ADHS-Rentner Marcel H. etwa erzielt laut *Tages-Anzeiger* ein monatliches Einkommen von 3200 Franken, kauft im Caritas-Laden ein und leistet sich ein Generalabonnement, das für IV-Bezüger verbilligt ist.

— Wo viele Ärzte wirken, gibt es erfahrungsgemäss auch mehr Patienten. Im Bereich Psychiatrie existieren im Vergleich zu früher zudem viel mehr Krankheitsbilder. Zu befürchten ist darum, dass vermehrte Früherfassung psychischer Schwierigkeiten von Jugendlichen

Wo viele Ärzte wirken, gibt es erfahrungsgemäss auch mehr Patienten.

nicht zu weniger, sondern zu mehr IV-Fällen führt. Gerade Psychiater haben die Tendenz, ihre Patienten schnell und langfristig krankzuschreiben, was der Berufsintegration nicht förderlich ist. Zudem hapert es offenbar mit der ärztlichen Kooperation, wie der Studie von Baer zu entnehmen ist: Aus Sicht der IV-Stellen seien die behandelnden Ärzte «der häufigste <schwierige> Partner». Von vielen Mahnschreiben an Psychiater ist die Rede.

— Allgemein werden Krisen und Schwierigkeiten heute rasch als «Krankheiten» verstanden. Junge Menschen können psychiatrische Diagnosen aber als Bestätigung verstehen, Opfer der Umstände zu sein – mit dem Resultat, passiv abzuwarten, statt Probleme aus eigener Kraft durchzustehen. Gemäss der Studie von Baer mangelt es psychisch angeschlagenen jungen Leuten oft an «Problembewusstsein». Zudem erfolge die Berentung in jedem fünften Fall zu einem Zeitpunkt, in dem die Ärzte von einem verbesserungsfähigen Gesundheitszustand ausgingen.

Möglicherweise kommt ein Mindestalter nochmals aufs Tapet, wenn das Parlament die IV-Revision behandelt. Dänemark hat es vorgemacht. Dort gibt es seit kurzem keine Rente mehr für Personen unter vierzig. Wer jünger ist und nicht arbeiten kann, muss an Eingliederungsprogrammen teilnehmen. ○

Geburtstage

Jackie Kennedy lernte bei ihm Skifahren

Rebell, Cowboy, Hotelier, Offizier, Ski-Akrobat: Art Furrer, dessen Leben einem Hollywoodmärchen gleicht, wird 80. Für den Himmel ist der berühmte Walliser noch lange nicht bereit.

Man muss nur achtzig werden, dann kommen alle automatisch», sagt Art Furrer. Der Walliser sitzt auf der Terrasse vor einem seiner Hotels auf der Riederalp, blinzelt in die Sonne und freut sich königlich, dass ihm die gesamte Schweizer Medienlandschaft die Reverenz erweist.

Dies ist Arts Art. Kaum ein Schweizer versteht es besser, das Scheinwerferlicht zu seinen Gunsten zu nutzen. «In den USA habe ich gelernt, wie wichtig eine Marke ist», sagt er. Also schuf Furrer seine eigene Marke. Dass dabei ein Cowboyhut zum Symbol wurde, war auch Zufall. Bei seinem ersten Auftritt in einer «Verstehen Sie Spass?»-Sendung mimte er den amerikanischen Touristen mit Vier-Meter-Ski und Stetson: «Nachher nahm ich den Hut nicht mehr ab.» Die Freundschaft mit Showmaster Kurt Felix wurde für ihn zum Schaufenster: Durch die regelmässige Fernsehpräsenz rückte die frühere Kuhweide Riederalp ins Zentrum Europas. «Kurt und ich waren Seelenverwandte», sagt Furrer. Die Ideen für die «Versteckte Kamera» seien oft im Weinkeller entstanden.

Eine Flasche Whisky und zwei Gläser

Furrers Geschichte ist die vom Tellerwäscher, der es zum Millionär bringt – ein Hollywoodmärchen im Goms. Der Sohn eines mausarmen Wilderers verpasste als Slalomfahrer die Qualifikation für die Olympischen Winterspiele in Squaw Valley im Jahr 1960. Furrer reiste auf eigene Faust in die USA: «Mit einem Paar Ski, einer Keilhose, dem von der Mutter gestrickten Pull-over – und 36 Dollar», wie er genüsslich erzählt. Sein Englisch beschränkte sich auf «Yes», «No» und «How do you do?», doch mit seinen Skitricks überwand Furrer jede Barriere. In Sun Valley gab er den Kennedys Skiunterricht: «Jacqueline hatte O-Beine. Das gefällt mir bei Frauen gar nicht», erinnert er sich.

Und auch über Leonard Bernstein weiss er nicht nur Gutes zu berichten: «Lenny war als Skifahrer schrecklich unbegabt.» Trotzdem fanden die beiden einen Draht zueinander – an der Theke: «A bottle of scotch and two glasses», lautete die übliche Bestellung. Vor einem Auftritt kam dieses Konsumverhalten aber nicht in Frage. Den entsprechenden Tipp erhielt Furrer von Bob Hope in einem Fernsehstudio: «Nimm niemals Alkohol oder Drogen, bevor du auf die Bühne gehst – und mach sofort etwas, was das Publikum in deinen Bann zieht.»



«Das Schauspiel ändert sich»: Hotelier Furrer.

Art Furrer hat dies verinnerlicht. Heute sind die Gastbetriebe sein Theater. «Mit jedem Besucher, der durch die Tür tritt, ändert sich das Schauspiel.» Nur etwas bleibt immer gleich: Furrer empfängt die Schweizer Durchschnittsfamilie und den niederländischen Ski-Analphabeten genauso herzlich wie den spanischen König, den Nestlé-Chef oder den Fifa-Präsidenten. Nach dem Kinder-Skirennen gratuliert er jedem Teilnehmer persönlich.

Doch es gibt auch den anderen Art Furrer – den Gomser Bergbuben. Mit seiner Gattin Gerlinde bestieg er alle 48 Schweizer Viertausender. «Wenn man als Ehepaar am gleichen Seil unterwegs ist, muss man für jedes Problem eine Lösung finden.» Die Furrersche Zweierseilschaft brachte die Tochter Bettina und die Söhne Andreas und Alexander hervor – und sie währt schon 51 Jahre. «Das ist die grössere Leistung, als achtzig zu werden.»

Das Alter spüre er nicht, sagt Furrer: «Vielleicht sind es die Gene – vielleicht das bewusste Leben.» Es gehe darum, das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist zu wahren – so wie auf den Ski. Im Februar hält er sich gewöhnlich eisern an die Fastenzeit. In diesem Jahr zieht er für seinen runden Geburtstag aber wohl einen «Jokertag» ein. Sonst ist ihm nicht nach Kompromissen zumute. «Ich komme garantiert nicht in die Hölle», sagt er, «dort wollen sie mich nicht.» Und auf den Himmel hat Art Furrer schon gar keine Lust. Dafür gefällt ihm das Leben zu gut – auch in seinem neunten Jahrzehnt. *Thomas Renggli*

Versteckte Manöver der Notenbanken

Kommt nächstens plötzlich wieder die Inflation? Diese Frage mag an den Märkten einige aufschrecken. Aber eigentlich ist eine andere noch viel brennender: Was richtet die heutige Geldpolitik in der Gesellschaft an, ohne dass die Geldentwertung sichtbar ist? *Von Beat Gygi*

Eigentlich ist es eine Zeitungsschlagzeile, wie man sie seit langem gewohnt ist: «Nationalbank gibt Milliarden für stabilen Franken aus». Man liest rasch darüber hinweg, dann aber stockt der Gedankengang plötzlich, und man richtet seine Blicke wieder auf die Überschrift. Was bedeutet dieser Satz genau? Er bezieht sich auf jüngste Angaben der Nationalbank, laut denen ihre Währungsbestände in den vergangenen Wochen weiter gestiegen seien, und zwar deutlich. Offenbar haben die Währungshüter viele Euro und andere Werte gekauft und dafür Franken verkauft, um zu verhindern, dass die allseits begehrte Schweizer Währung am Markt allzu teuer wird. Der Franken wird also mit grossem Aufwand schwächer gemacht – und die Schlagzeile sagt: «stabil». Das klingt verwirrend. Was gilt jetzt, schwächer oder stabil?

Laufende Geldverschlechterung

Geldwertstabilität oder Preisstabilität zu bewahren, gehört zum Auftrag der Nationalbank, das ist eigentlich einleuchtend. Heisst das aber, dass eine Währung im Wert verringert werden muss, wenn sie zu wertvoll wird, weil sie begehrt ist? Offensichtlich ist das seit langem die Art, wie die Zentralbanken mit Geld umgehen. So gesehen, findet eine laufende Geldverschlechterung statt. Tatsächlich kann man mit einem Franken, einem Dollar, einem Euro oder einem Yen heute weniger kaufen als früher.

Nicht alle Währungen sind allerdings auf vergleichbar abschüssigen Pfaden. Die Grafik links zeigt die Entwicklung der Wechselkurse zwischen dem Franken und anderen wichtigen Währungen seit den siebziger Jahren. Die

Kurven geben an, wie viele Franken ein Dollar, eine D-Mark, ein Euro, ein britisches Pfund et cetera in welchem Jahr kosteten. Anfang der siebziger Jahre musste man rund 10 Franken pro Pfund, etwa 4 Franken pro Dollar oder Fr. 1.20 pro D-Mark zahlen. Diese Währungen verloren dann stark an Wert gegenüber dem Franken, oder bildlich: Am steilen Berghang wanderte der Schweizer möglichst weit oben beim Grat, während die andern schräg hinunter ins Tal stolperten. Jedenfalls hat sich die Schweizerische Nationalbank weniger mitreissen lassen und die Inflation besser kontrolliert als andere.

Aber als kleines, offenes Land musste die Schweiz die Geldpolitik und Geldverschlechterung der tonangebenden Länder grossenteils mitmachen, weil der Franken für die Exportwirtschaft sonst zu stark geworden wäre. Die grossen Zentralbanken veruchten ihre ei-

Am steilen Berghang wanderte der Schweizer möglichst weit oben beim Grat.

genen Währungen immer wieder schwächer zu machen, um ihren Exporteuren Vorteile auf ausländischen Märkten zu verschaffen. So ergab sich ein Rennen um die Abwertung der eigenen Währungen, der brutalere Ausdruck dafür heisst Währungskrieg. Der Wert einer Währung wird zwar auch durch die Wirtschaft und stellenweise die Politik bestimmt, aber alles in allem steht weitgehend die Geldpolitik der Zentralbanken hinter dem Wertzerfall –

nach dem Motto: «Eine lockere Geldpolitik mit aggressiven Zinssenkungen oder Geldmengenausweitungen und daraus folgender Inflation vermindert den Geldwert.»

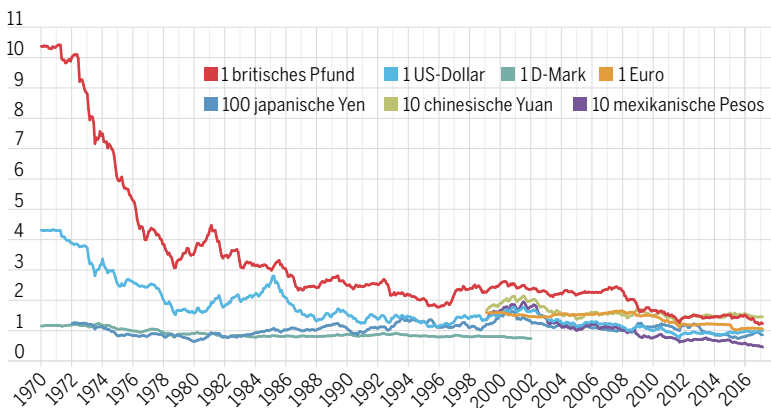
Es gibt doch gar keine Inflation!

«Halt, völlig falsch», kommt der Einwand von Zentralbankchefs, «es gibt ja gar keine Inflation und somit auch keine Geldverschlechterung.» Seit Jahren liegt die offizielle Inflation in der Nähe von null. Zentralbankenvertreter wie der EZB-Präsident Mario Draghi haben sogar jahrelang beklagt, es gebe eine Deflation, also negative Inflation, die zu bekämpfen sei. Mit diesem Argument überschwemmen sie die Märkte seit der Finanzkrise mit Geld. Inflationensgefahren sind für sie kein Thema.

«Moment, bei den Preisen gibt es durchaus Bewegung», hört man aber von den Märkten. Martin Lück, Chief Investment Strategist für Deutschland, Österreich und Osteuropa beim weltgrössten Asset-Manager Blackrock, weist darauf hin, dass das Thema «Reflation» für Anleger und Anlagestrategien nun in den Vordergrund rücke. Er betont, dass Reflation nicht direkt Inflation, sondern eher eine Art Auftauchen aus negativer Inflation sowie Deflationsbefürchtungen bedeute, eine gewisse Belebung der Preisentwicklung – auch begleitet von Lohnsteigerungen und damit Einkommensverbesserungen, vor allem in den USA. Nach seiner Einschätzung dürften die USA – eventuell begünstigt durch ein Infrastrukturprogramm der Regierung Trump – nun in eine Phase mit wachsender wirtschaftlicher Dynamik kommen, und eine Folge davon sei eine

Gnadenloser Abwertungswettlauf

Langfristige Entwicklung des Wechselkurses des Schweizer Franks gegenüber den wichtigsten Währungen, in Franken pro ausländische Währung

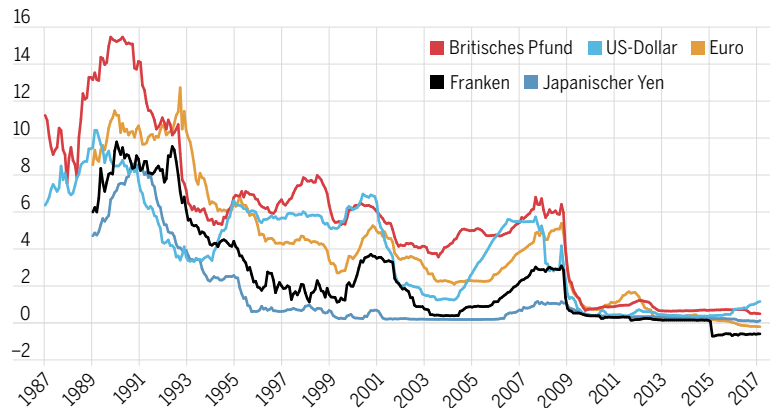


QUELLEN: SNB

Harter Franken.

Absturz in die Nullzinspolitik

Zinsen für Geldausleihungen unter Banken, mit 3-monatiger Laufzeit, in Prozent, bezogen auf bestimmte Währungen



QUELLEN: SNB

Aggressive Zinssenkungen.



Gekaufte Zeit: EZB-Chef Draghi.



Japans Notenbankchef Kuroda, Premier Abe.

durch stärkere Nachfrage angeregte Inflation. Die Jahresraten könnten stellenweise durchaus 2 Prozent übertreffen. Lück ist indessen zuversichtlich, dass die Notenbank Fed die Zinsen in dosierten Schritten erhöhen und die Zentralbankbilanz reduzieren werde damit dürfte die Teuerungsentwicklung unter Kontrolle bleiben.

Ernst Baltensperger, emeritierter Professor für Ökonomie und Geldtheorie an der Universität Bern, erinnert daran, wie schleichend Inflation entstehen und wie überraschend sie auftauchen kann, unter anderem anhand der Erfahrungen in den sechziger und siebziger Jahren. In nebenstehendem Aufsatz stellt er auch dar, wie gering aus seiner Sicht die Anreize der Notenbanken sein dürften, bei aufflammender Inflation die lockere Geldpolitik dann wirklich rechtzeitig umzustellen.

Aber Moment: Die Geldverschlechterung kommt vielleicht auf viel verschlungeneren Wegen als über die klassische Inflation in die Gesellschaft. «Wo kommt denn die Inflation in unserer Welt heute hauptsächlich zum Ausdruck? Sie geht zurzeit stark in die Vermögenspreise und nicht in die Konsumentenpreise», meint Gunther Schnabl, Professor für Wirtschaftspolitik an der Universität Leipzig. Bei Luxusgütern aller Art, bei Yachten, Dienstleistungen oder Liegenschaften seien die Preissteigerungen offensichtlich. Ähnliches gelte bei Gütern und Leistungen, die der Staat kaufe, etwa bei Prestige-Bauprojekten wie Opern, Bahnhöfe, Flughäfen oder Strassen mit ihren enormen Kostensteigerungen. Auch Aktien und Immobilien zögen auf breiterer Front viel Geld an und würden teurer – und all das sei ja im Konsumentenpreisindex, mit dem man offiziell Inflation messe, nicht enthal-

ten. Was die Immobilien betrifft, seien nur die grossenteils gesetzlich regulierten Mieten darin erfasst, also nichts, was stark steige.

Japan ist voraus

Klar, auch für Schnabl stellt sich die Frage, ob die Inflation irgendwann wieder umschlägt und die klassischen Konsumgüter erfasst. Wichtige Anhaltspunkte dazu hat er aus seiner Forschung über Japan gewonnen: Das Land habe 26 Jahre Stagnation ohne Inflation oder ohne grossen Anstieg der Konsumentenpreise erlebt, obwohl die Zentralbankbilanz in dieser Zeit immens gewachsen sei – so gesehen sei es Europa weit voraus. Und bei der Suche nach den Gründen komme er immer wieder zum gleichen Schluss: Zentral sei, wie Inflation gemessen werde. Wenn man sie anhand des Konsumentenpreisindex messe, der von den Zentralbanken verwendet wird, erfasse man damit das Kaufverhalten der Mittelschichten. Und es seien gerade die Mittelschichten, die von den extrem lockeren Geldpolitiken nicht profitierten, sondern dadurch eher auf die Verliererseite gerieten.

Die extrem lockere Geldpolitik gehe nämlich auf Kosten der Mittelschicht, raube ihr Kaufkraft. Der Immobilienboom in Deutschland und andern europäischen Ländern zeige das deutlich. Diese Investitionen seien inzwischen als Flucht der Leute in Sachwerte zu verstehen, nach dem Motto: «Weg vom Bargeld, hin zu Immobilien oder Aktien.» Aber die durch diesen Ansturm ausgelösten Preissteigerungen schlossen bereits viele aus, die sich die Immobilien nicht mehr leisten könnten und damit gefangen seien in ihren Spareinlagen und Anlagen mit schwacher Rendite.

Besorgniserregend ist für Schnabl vor allem, dass die Geldverschlechterung die Jüngeren schärfer treffe als die Älteren. Wenn die junge Generation neu in den Immobilienmarkt einsteigen wolle wie seinerzeit ihre Eltern, dann zeige sich der immense Kaufkraftverlust des Geldes in aller Schärfe. Und noch auf einem weiteren Weg erweise sich die lockere Geldpolitik für die Jungen als fatal: Die gewaltsame Reduktion der Zinsen auf praktisch null habe nämlich die Produktivitätsgewinne der Wirtschaft ebenfalls gegen null gedrückt. Damit könnten auch die Löhne nicht mehr steigen – und das sei für die Jungen viel härter als für die Älteren. All jene nämlich, die neu ins Arbeits-

Inflationsgefahren sind für die Notenbanken kein Thema.

leben einstiegen, müssten mit geringeren Löhnen auskommen als die älteren Kollegen ein paar Jahre vorher.

Etablierte Lufthansa-Piloten hätten bessere Verträge als die jungen Piloten bei Eurowings, junge Journalisten müssten mit niedrigerem Salär einsteigen als vorher die älteren Kollegen. Früher habe man gesagt: «Die Inflation drückt unmerklich die realen Löhne», heute sei es eher so, dass nominale Lohnsenkungen schwarz auf weiss sichtbar seien. Die Jungen ihrerseits würden sich natürlich anpassen und die Familienplanung nach hinten verschieben. Die durchschnittliche Anzahl Kinder pro Familie sinke, was die demografischen Probleme verschärfe und die Altersvorsorge zusätzlich belaste. Damit bringe die Geldpolitik in der Gesellschaft wirklich eine Bombe zum Ticken.

Nach Schnabls Beurteilung wird die traditionelle Inflation nur dann zurückkehren, wenn

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Service-public-Debatte**
Bundesrat darf Diskussion nicht verweigern
- **Altersreform 2020**
Keine Zwei-Klassen-AHV züchten
- **Finanzkontrolle**
Jedes Gesetz braucht ein Preisschild

www.gewerbezeitung.ch

die Kaufkraft der Mittelschicht nachhaltig gestärkt wird, dafür sieht er zurzeit aber keine Anzeichen. Es besteht der Eindruck, dass die Geldpolitik nicht mehr gross auf die Konsumentenpreis-Inflation wirke, da das Geld in die Finanzmärkte fliesse und die Vermögenspreise nach oben treibe. Davon habe die Mittelschicht aber wenig, weil diese vor allem in Form von Bankeinlagen spare. Zudem würden rasant steigende Preise bei der Inflationsmessung nach Möglichkeit ausser Acht gelassen. Sobald nämlich eine höhere Inflation gemessen würde, wäre bei den Staatsfinanzen die Hölle los, weil mit der notwendig werdenden geldpolitischen Straffung die Zinsdienste der Regierungen explodieren würden.

Wie unabhängig sind Zentralbanken?

Schnabl hält deshalb das Inflationsziel einer EZB nur noch für ein Feigenblatt. Schon seit zwanzig oder dreissig Jahren sei es ja nicht mehr so, dass die Zentralbank-Geldmenge etwas später zu Inflation bei Konsumgütern führe. Die Währungshüter brächten heute das offizielle Ziel «2 Prozent Inflation oder knapp darunter»

Sobald eine höhere Teuerung gemessen wird, ist bei den Staatsfinanzen die Hölle los.

nur noch als Vorwand vor, um andere Ziele zu verfolgen. In der Euro-Zone sei das die Finanzierung starkverschuldeter Staaten durch die Zentralbank. Draghi sage sogar offen, dass sie den betreffenden Regierungen Zeit kaufe, damit diese Reformen durchführen könnten. Unterschwellig schwinde die Bemerkung mit: «Wenn ihr die Verschuldung nicht senkt, wird die EZB die Zinsen nicht erhöhen.» Damit seien die Anreize klar: Je mehr Zeit Draghi kaufe, desto weniger machten die Länder Reformen.

Inwiefern kann man da überhaupt noch von der Unabhängigkeit von Zentralbanken sprechen? Schnabl verweist auf den noch krasser Fall Japan. Das Land habe eine Staatsverschuldung von 250 Prozent des Bruttoinlandprodukts. Trotz Vervielfachung der Staatsschulden sei der Zinsdienst als Anteil der Steuereinnahmen seit 1990 nicht gestiegen, was nur der Tiefzinspolitik und den immensen Staatsanleihenkäufen der Zentralbank zu verdanken sei. Sonst wäre der japanische Staat längst Konkurs. Vor diesem Hintergrund habe Premierminister Abe in der zweiten Amtszeit gleich seinen eigenen Zentralbank-Präsidenten Kuroda mitgebracht und damit signalisiert, dass es mit der Unabhängigkeit der Zentralbank endgültig vorbei sei. Kuroda setze jetzt die wirtschaftspolitische Strategie der «Abenomics» um, die nach dem Premierminister benannt sei und deren wichtigster Pfeiler die sehr expansive Geldpolitik sei. Klarer könne die Unabhängigkeit einer Zentralbank nicht mehr in Frage gestellt werden. ○

Das Erbe von «Easy Money»

Brauchen wir wirklich eine höhere Inflation?

Nein, aber wir werden sie vermutlich trotzdem kriegen.

Von Ernst Baltensperger und Daniel Stolle (Illustration)

In den letzten Jahren haben wir von den Zentralbanken aus aller Welt mit grosser Regelmässigkeit gehört, die Inflation sei viel zu niedrig. Die Europäische Zentralbank (EZB) im Besonderen hat die heutige Niedriginflation geradezu zum wirtschaftlichen Hauptproblem der Euro-Zone erhoben. Sie will, koste es, was es wolle, ihrem Inflationsziel von 2 Prozent oder knapp darunter möglichst rasch wieder nahekommen. Immer wieder wurde die Gefahr an die Wand gemalt, die Niedriginflation könnte sonst in einen unkontrollierbaren Deflationsprozess umschlagen.

Die Realität sieht allerdings ziemlich anders aus. Hauptgrund für die tiefe Teuerung war bekanntlich der Zerfall des Erdölpreises, der ab Mitte 2014 innert eineinhalb Jahren von über 100 Dollar pro Fass auf 30 bis 40 Dollar gefallen ist. Die Inflation wurde dadurch gegenüber ihrem Durchschnittstrend vorübergehend deutlich nach unten verzerrt. In der Schweiz kam hinzu, dass die Erstarbung des Frankens zu tieferen Importpreisen führte. Abgesehen von Sondereffekten herrschte in der Euro-Zone eine Trendinflation von rund 1 Prozent, in den USA von etwa 2 Prozent – Werte, die, mit Vernunft betrachtet, praktisch Preisstabilität signalisieren. Die Inflationserwartungen sind entsprechend auf niedrigem Niveau verankert geblieben. Ich habe das «Problem der zu niedrigen Inflation» deshalb auch schon als eingebil-dete Krankheit bezeichnet, die EZB als *malade imaginaire*. Europa leidet nicht an einem Mangel an Geld, sondern an Strukturproblemen und mangelnder Reformbereitschaft.

Liquiditätsschwemme

Inzwischen aber hat sich der Ölpreis wieder aufgefangen. Die Inflation zeigt wieder leicht nach oben und nähert sich ihrem Trendwert. Interessanterweise sieht die EZB darin jetzt genau das, was sie vorher bei der umgekehrten Entwicklung partout nicht sehen wollte, nämlich einen rein vorübergehenden Effekt schwankender Energiepreise, auf den sie in ihrer Politik nicht reagieren müsse. Die Trendinflation sei nach wie vor viel zu tief und die extrem expansive Geldpolitik deshalb weiterhin nötig. Auch Marktkommentatoren sind mehrheitlich der Meinung, das Zeitalter der Tiefinflation und der Niedrigzinsen sei trotz allem noch lange nicht vorbei.

Ich bin davon nicht überzeugt. Ich halte die Wahrscheinlichkeit für gross, dass die globale Geldpolitik der letzten Jahre und die exzessive

Liquidität, die sie geschaffen hat, am Ende zu einer Wiederkehr der Inflation auf breiter Basis führen werden. Das muss nicht zwingend so passieren, zugegeben. Die gegenwärtige Liquiditätsschwemme führt nicht automatisch zur Aufblähung der Konsumentenpreise. Solange sie bei den Banken liegenbleibt, passiert nicht viel. Wird sie von den Zentralbanken rechtzeitig zurückgenommen, wenn sich die Wirtschaftslage normalisiert, sind Inflationsängste unbegründet. Die Frage ist, ob ein solcher Kurs politisch durchsetzbar und wahrscheinlich ist. In dieser Hinsicht bin ich äusserst skeptisch.

Ich spreche dabei nicht von Hyperinflation, aber von Inflation in der Grössenordnung, wie wir sie in den sechziger bis achtziger Jahren gesehen haben. In der Schweiz waren das Inflationsraten bis zu 6 Prozent, in anderen europäischen Ländern und in den USA 10 Prozent und mehr. Es geht nicht um die kurze Frist, sondern

Höhere Zinsen würden die Staatsfinanzen vieler Länder gänzlich aus dem Lot werfen.

um einen Prozess, der langsam beginnt und sich über Jahre hinziehen kann. Die Erinnerung an die sechziger und siebziger Jahre sollte dabei als Mahnung dienen. Solange die durch die Finanzkrise hervorgerufene Verunsicherung anhält, wird sich nicht allzu viel ändern. Doch früher oder später wird sich die Wirtschaftslage normalisieren. Genau das wollen die Zentralbanken mit ihrer Politik ja auch bewirken. Spätestens dann müsste auch die Geldpolitik normalisiert sein, wenn ein inflationärer Trend vermieden werden soll. Politökonomisch spricht aber vieles dafür, dass der geldpolitische Normalisierungsprozess viel zu zögerlich und suboptimal verlaufen wird. Die folgenden Aspekte stützen diese Vermutung:

— Die riesigen Zentralbankbilanzen, das Erbe von Nullzinspolitik und Quantitative Easing werden als Klumpfuss wirken. Die Mengen an Liquidität, die dereinst neutralisiert werden müssen, sind enorm. Egal, ob man das über den Verkauf von Zentralbankaktiva macht oder versucht, die Banken mit einer Verzinsung der Bankreserven zu bewegen, diese freiwillig weiterzuhalten – dieser Prozess wird sehr lange dauern. Das gilt auch für die Schweizerische Nationalbank, die als zusätzlichen Weg immerhin die Möglichkeit hat, Liquidität über die



Falsche Hoffnungen.

Ausgabe verzinslicher Schuldpapiere (SNB-Bills) zu absorbieren.

— Geldpolitische Normalisierung bedeutet Zinserhöhung und Zerfall gewisser Vermögenspreise, speziell am Obligationen- und Immobilienmarkt. Nach historischer Erfahrung folgt darauf gesellschaftlicher und politischer Widerstand wie das Amen in der Kirche. Man wird tausend Gründe finden, warum die Normalisierung der Geldpolitik nicht überstürzt erfolgen dürfe.

— Die hohe Staatsverschuldung und prekäre Staatshaushalte werden diesen Widerstand noch erbitterter machen. Höhere Zinsen würden die Staatsfinanzen vieler Länder gänzlich aus dem Lot werfen. Verschärfend wirken die Kapitalschwäche vieler europäischer Banken und ihre Verflechtung mit dem Staat.

— Das Ausbleiben von Inflation während vieler Jahre hat in weiten Kreisen die Überzeugung entstehen lassen, die Inflation werde heute, zur Zeit des *new normal* und im Gegensatz zu früher, nicht mehr durch die Geldpolitik bestimmt, sondern durch andere Faktoren wie Globalisierung, Demografie oder die technologische Entwicklung. Ähnliche Vorstellungen gab es frü-

her schon. In den sechziger und siebziger Jahren – interessanterweise ebenfalls nach einer langen Phase von Preisstabilität und Niedrigzinsen – war es sehr beliebt, strukturelle Eigenschaften des Arbeitsmarkts, Gewerkschaftsmacht oder «psychologische» und «soziologische» Faktoren – alles, nur nicht die Geldpolitik – für die plötzlich anziehende Inflation verantwortlich zu machen. Klar, solche Faktoren können für kurzfristige Schwankungen der Inflation eine Rolle spielen. In einem Niedriginflationsumfeld verstellt das aber leicht die Sicht darauf, dass für den langfristigen Inflationstrend nach wie vor die Geldpolitik entscheidend ist. Die Gefahr wächst dann, dass man die Instrumente der Zentralbankpolitik zur Lösung anderer Probleme missbraucht.

— Diese Tendenz wird verstärkt durch die gegenwärtige Neigung der Zentralbanken, die Inflation punktgenau und möglichst kurzfristig steuern zu wollen. Es gerät mehr und mehr in Vergessenheit, dass Inflationsprozesse erfahrungsgemäss träge und durch die Geldpolitik nur langfristig und im Trend kontrollierbar sind. Bleibt der Erfolg kurzfristiger Kontrollversuche dann aus, festigt das erneut die Meinung, die Geldpolitik sei für die Inflation heute gar nicht mehr so wichtig. Die EZB hat sich mit

ihrem Punktziel von 2 Prozent Inflation selber unnötig eingengt und unter Zugzwang gesetzt.

— In der Beurteilung von Inflations- und Deflationsrisiken herrscht heute eine eigenartige Asymmetrie. Deflationsrisiken werden bis ins Groteske aufgebauscht, Inflationsrisiken umgekehrt mit Nonchalance in Kauf genommen, ja gar als wünschenswert betrachtet. Es gibt bekanntlich Vorschläge, das Inflationsziel der Zentralbanken auf 4 Prozent oder noch mehr zu erhöhen. Hier liegt letztlich vielleicht das stärkste Argument für die Prognose, dass ein neuer inflationärer Zyklus Realität werden dürfte. Wenn wir die Inflation schon wollen, dann werden wir sie über kurz oder lang auch kriegen.

Sind wir diesmal gescheiter?

Die Illusion, man könne «etwas Inflation» als Schmiermittel für die Volkswirtschaft einsetzen und damit Beschäftigung und Wachstum fördern, den daraus folgenden Inflationsprozess aber jederzeit unter Kontrolle halten, wenn er zu überbordend drohe, hat schon in den sechziger Jahren eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Entstanden ist daraus die «grosse Inflation» der siebziger Jahre, die in den USA erst mit der «Volcker Disinflation» in den frühen achtziger Jahren – andere Länder waren noch später – unter massiven volkswirtschaftlichen Kosten ausgemerzt wurde. Es bleibt zu hoffen, dass die Welt diese Erfahrung nicht ein weiteres Mal muss. Es wäre schön, wenn die Zentralbanken dieses Mal ihren Kurs rechtzeitig korrigieren und alle Inflationsorgen hinfällig machen würden. Besonders wahrscheinlich erscheint mir das aus den genannten Gründen leider nicht.

Ernst Baltensperger ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Bern und ständiger Gastprofessor der Universität Luzern.

DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf www.stellen-anzeiger.ch publizieren und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Der Geldverbesserer

Der argentinische Unternehmer Wences Casares ist überzeugt, dass die Online-Währung Bitcoin Schutz vor den Launen der Notenbanken bietet. Sein in Kalifornien und in der Schweiz operierendes Unternehmen Xapo hat gerade von der Finma ein aufmunterndes Signal empfangen. *Von Florian Schwab*

Wer wissen will, was Geldentwertung bedeutet, fragt mit Vorteil die Einwohner bestimmter Länder. Momentan kann die Bevölkerung Venezuelas oder Simbabwe ein Lied davon singen. Aber über die lange Frist gibt es kaum ein Land, das mehr Inflationserfahrung gesammelt hat als Argentinien. Die letzte Hyperinflation mit drei- oder vierstelligen Preisexplosionen liegt zwar gut zwei Jahrzehnte zurück. Selbst in «normalen» Jahren sinkt die Inflation kaum je unter zehn Prozent. Derzeit liegt sie bei rund vierzig Prozent. Das bedeutet, dass Guthaben auf der Bank innert rund einem Jahr die Hälfte an Wert verlieren. Restaurants haben laminierte Speisekarten, auf denen sie alle paar Tage die Preise mit einem Filzstift nach oben korrigieren. Wer irgendwie kann, rechnet und zahlt in harten US-Dollars.

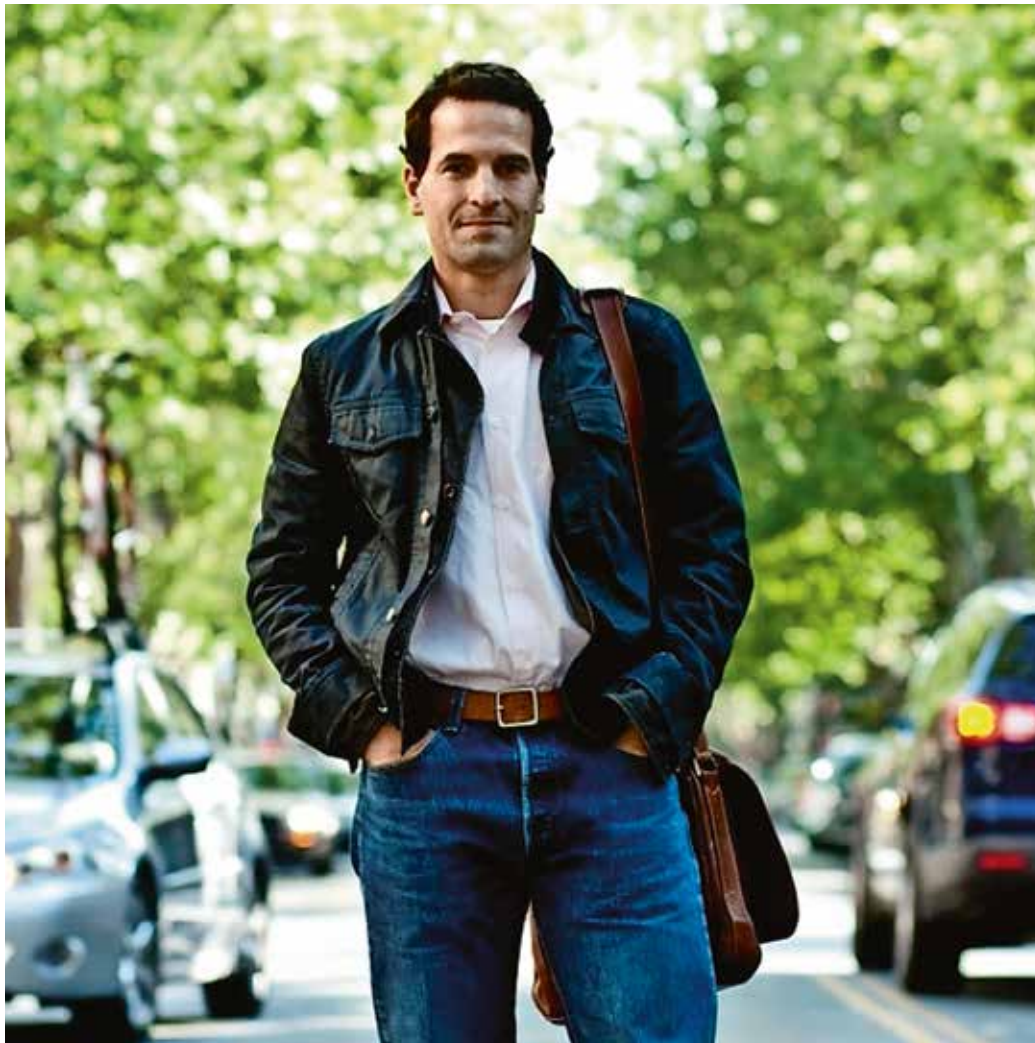
Oder in Bitcoins. Dass sich die Internetwährung gerade in Lateinamerika wachsender Beliebtheit erfreut, hat mit einem zu tun, der auszog, um das Geld zu verbessern: Wences Casares, Gründer der Firma Xapo, welche mehr Bitcoins für ihre Kunden speichert als jeder andere vergleichbare Anbieter. Aufgewachsen ist Wences Casares in Patagonien, Argentinien, auf einer abgelegenen Farm. Seine Eltern, erzählt er, hätten ihre Ersparnisse mehrmals durch Inflation und Währungsreform verloren.

Erfolgreich im Silicon Valley

Als Casares vor gut fünf Jahren erstmals von der Währung Bitcoin hörte, dachte er: «Das ist es!» – eine Internetwährung, die auf mathematischen Algorithmen beruht, die sicherstellen, dass es nie mehr als 21 Millionen Einheiten davon geben kann. Damit kann kein Finanzminister und keine Notenbank einfach die Schleusen auf tun, wenn die Schulden überhandnehmen. Zudem können die Bitcoins ebenso einfach über das Internet verschoben werden wie eine E-Mail. Casares sah für das digitale Geld ein riesiges Potenzial und gründete im Jahr 2012 Xapo. Sein Ziel: die Etablierung von Bitcoin als einem globalen, allgemein anerkannten Zahlungsmittel und Wertaufbewahrungsmittel.

Zu diesem Zeitpunkt war der Argentinier bereits ein gemachter Mann im Silicon Valley. Zehn Jahre zuvor hatte er dem spanischen Banco Santander sein Unternehmen Patagon für 750 Millionen US-Dollar verkauft, eine in mehreren lateinamerikanischen Ländern und in Europa tätige Online-Brokerfirma.

Heute können Kunden aus aller Welt bei Xapo ein Konto eröffnen und darauf Bitcoins



Kunden aus aller Welt: Firmengründer Casares.

einzahlen. Wer keine besitzt, kann diese direkt von Xapo kaufen. Für den Einsatz im Alltag, als Brücke zum Zahlungsverkehr in den nationalen Währungen, gibt Xapo eine Visa-Prepaid-Karte heraus, die einerseits mit dem Bitcoin-Konto und andererseits mit dem Visa-Zahlungssystem verbunden ist. Abgerechnet wird zu tagesaktuellen Kursen.

Im Gotthard gelagert

Eine unverhoffte Gelegenheit, diese Dienstleistung bekanntzumachen, bot sich dem Unternehmen letztes Jahr. Und zwar ausgerechnet in Buenos Aires, Argentinien: Die dortige Stadtverwaltung hatte dem Fahrdienst Uber den Garaus machen wollen, indem sie ihn kurzerhand vom Verkehr mit den lokalen Bankkarten ausschloss. Xapo sprang ein und verteilte Uber-Gutscheine – Kunden mit einer Visa-Karte von Xapo (herausgegeben in Gibraltar) konnten das Ver-

bot umgehen. Besonders für Kunden aus inflationsgeplagten Ländern hat sich Casares im Silicon Valley ein ausgeklügeltes Sicherheitssystem ausgedacht, das man bei Xapo «Vault» oder «Deep Storage» nennt: Die Bitcoins des Nutzers werden auf Wunsch gleichzeitig in mehreren Hochsicherheitsdatencentern auf verschiedenen Kontinenten gespeichert. Eines dieser Center liegt im Kanton Uri (siehe *Weltwoche* Nr. 44/16, «Digitales Geld im Gotthard-Granit»). Die Transaktionsdaten werden dabei zuerst auf einem speziell verschlüsselten, tragbaren Datenträger abgelegt und dann von einem Mitarbeiter in jedem der Datacenter auf einen nicht mit dem Internet verbundenen Server von Hand übertragen. Dieselbe Prozedur ist notwendig, um die Daten ganz oder teilweise wieder auf das Online-Konto des Nutzers zurückzuübertragen. Es ist eine der bislang sichersten Möglichkeiten, Bitcoins aufzubewahren.

Der grosse Vorteil von Bitcoin sind die tiefen Transaktionskosten. So verlangt Xapo für die Überweisung von Bitcoins keine Gebühren (solange diese mindestens den Gegenwert von 42 Rappen betragen, beim gegenwärtigen Kurs von 1060 Franken pro Bitcoin). Auch die Einlagerung in den Hochsicherheitsdatencenter ist ab einem Gegenwert von 62 Rappen kostenlos. Geld verdient Xapo lediglich mit Aufschlägen beim Wechsel von Bitcoins in nationale Währungen und umgekehrt sowie bei den Transaktionen mit der Visa-Karte.

Die technische Infrastruktur von Xapo funktioniert bereits reibungslos. Zu kämpfen hat das Unternehmen mit anhaltenden Vorbehalten. Diese haben ihren Grund im teilweise wild ausschlagenden Wechselkurs der Digitalwährung gegenüber den nationalen Geldeinheiten, was damit zusammenhängt, dass Bitcoin für viele Anleger eher ein Spekulationsobjekt als eine Währung ist. Dies beeinträchtigt eine grossflächige Nutzung als Wertaufbewahrungsmittel. Doch Casares ist davon überzeugt, dass Xapo und Bitcoin sich gegenseitig befruchten: Indem er die Kinderkrankheiten ausmerzt und dafür sorgt, das Vertrauen der Finanzmarktregulierungs-Behörden zu gewinnen, dient er auch der Akzeptanz von Bitcoin als Währung.

Bankier der Armen

In dieser Hinsicht hat der Xapo-Gründer, der auch dem Verwaltungsrat von Paypal angehört, kürzlich in der Schweiz einen kleinen Durchbruch erzielt: Die Finanzmarktaufsichtsbehörde (Finma) hat das Geschäftsmodell auf Herz und Nieren geprüft und dem Unternehmen signalisiert, dass es in der Schweiz operieren dürfe, sofern es sich einer Selbstregulierungsorganisation im Sinne des Geldwäschereigesetzes anschliesse.

Diesem Finma-Entscheid waren intensive Konsultationen vorangegangen. Casares lobt im Gespräch mit der *Weltwoche* die Professionalität der Finma. Von den Einwänden der Regulatoren habe sein Unternehmen profitiert, indem es etliche Prozesse neu ausgerichtet habe, um den hohen Anforderungen gerecht zu werden. Casares plant nun, die Betreuung sämtlicher Kunden weltweit (mit Ausnahme der US-Kunden) von der Schweiz aus zu organisieren. Er zieht derzeit in Zug ein Team von erfahrenen Finanzspezialisten zusammen, um die dazu notwendigen Voraussetzungen zu schaffen. Offen ist derzeit noch, inwieweit die Swissness in den globalen Marketinganstrengungen eine Rolle spielen wird. Casares, der ebenfalls regelmässig in Zug anzutreffen sein wird, erachtet den guten Ruf der Schweizer Finanzdienstleistungen jedenfalls als Vorteil für Xapo.

Zurzeit, verrät Casares, seien seine Bitcoin-Dienste vor allem bei Hedge-Funds gefragt, die auf steigende Kurse wetten, und bei Kleinkunden aus Entwicklungsländern, die ihre Ersparnisse schützen wollen. ○

Unternehmen

Champions der Digitalisierung

Neben Xapo treiben noch andere Firmen die Finanzdienstleistungen im Internet voran. Das sind die spannendsten Schweizer Start-ups.

True Wealth — Wer sein Geld anlegen will, ohne sich auf eine aktive Anlagestrategie festzulegen, der ist beim Online-Vermögensverwalter True Wealth des Digitec-Mitgründers Oliver Herren gut aufgehoben. Anhand eines Fragebogens ermittelt das Unternehmen die Risikofreude und -fähigkeit des Anlegers und schlägt ihm eine nach den Erkenntnissen der Portfoliotheorie optimierte Zusammenstellung vor. Dank dem Einsatz sogenannter Indexfonds kommen Kleinanleger in den Genuss einer bislang nur im Private Banking verfügbaren Optimierung der Anlageentscheidung. Die Basellandschaftliche Kantonalbank, die seit letztem Jahr eine Minderheitsbeteiligung an True Wealth hält, wird den Robo-Advisor in Kürze in ihr E-Banking integrieren.

Descartes Finance — Eine Investment-Plattform für technisch versierte Kunden bietet das Unternehmen des früheren UBS-Managers Adriano B. Lucatelli. Im Gegensatz zu reinen Index-Anlagen lassen sich hier auch ak-

Im Gegensatz zu reinen Index-Anlagen lassen sich hier auch aktive Anlagestrategien umsetzen.

tive Anlagestrategien umsetzen – solange sie regelbasiert sind und einem wissenschaftlichen Ansatz folgen. Der Kunde kann zwischen verschiedenen Anlagestrategien wählen, darunter solchen der renommierten Schweizer Vermögensverwalter OLZ und Swiss Rock. Diese Woche geht die neue Internetseite mit weiteren Anbietern und einer umfassenden Darstellung der Anlagestrategien online. Die Anbindung an Börsenkurse in Echtzeit ermöglicht dem Anleger die sekundengenaue Verfolgung seiner Wertpapier-Performance.

Investiere.ch — Wer sich als Investor am Risikokapital von Start-ups beteiligen möchte, kann dies über Investiere.ch tun. Auf ihrer Plattform bringen die Macher qualifizierte Investoren mit vielversprechenden Neugründungen zusammen. Neben der attraktiven technischen Umsetzung besteht die wichtigste Dienstleistung in der Vorauswahl der Start-ups. Hier hat sich Investiere.ch einen eindrucklichen Erfahrungsschatz von über fünfzig erfolgreichen Finanzierungsrunden erworben, der auch institutionelle Anleger überzeugt. Kürzlich hat die Nest-Sammelstiftung, eine Pensionskasse mit

einem Volumen von 2,3 Milliarden Franken, bekanntgegeben, einen Teil ihrer alternativen Anlagen über Investiere.ch zu tätigen.

Creditgate 24 — Als Schnittstelle zwischen Investoren und Kreditnehmern (Private und KMU) betätigt sich Creditgate 24. Das Unternehmen erschliesst damit das sehr renditeträchtige Geschäftsfeld der Kleinkredite für private Investoren. Eine umfassende Bonitätsprüfung der Kreditnehmer minimiert das Ausfallrisiko. Das Unternehmen hat in den letzten beiden Jahren total 464 Kredite mit einem Gesamtvolumen von 24,9 Millionen Franken vergeben.

Creditworld — Ein wahrer Senkrechtstarter ist Creditworld. Das Unternehmen ist spezialisiert auf die Vermittlung von Fremdkapital an Unternehmen ab einem Bedarf von 100 000 Franken. Es richtet sich damit schwerpunktmässig an etablierte KMU. Investoren können auf der ansprechend gestalteten Plattform, die wie auch jene von Investiere.ch vom schweizerisch-asiatischen Softwarehaus Selise entwickelt wurde, diejenigen Projekte oder Unternehmen auswählen, bei denen sie Kapital anlegen möchten. Seit dem Markteintritt Anfang 2016 hat Creditworld erfolgreich mehr als 50 Millionen Franken platziert.

Moneypark — Aus dem Schweizer Immobiliengeschäft ist Moneypark kaum noch wegzudenken. Der von ehemaligen McKinsey-Beratern gegründete Online-Hypothekervergleich, bei dem Tamedia 2014 als Minderheitsaktionär eingestiegen ist, bringt schweizweit Angebot und Nachfrage nach Hypotheken zusammen. Der Kunde erfasst online seine Daten, worauf die Berater von Moneypark mit verschiedenen Banken Kontakt aufnehmen, um den am besten geeigneten Finanzierungspartner zu finden. Gemäss eigenen Angaben hat Moneypark bereits 40 000 Hypotheken vermittelt.

Dealmarket — Gibt es einen globalen Marktplatz, auf dem sich alle Interessenten an sogenannten Private-Equity-Transaktionen (ausserbörslichen Firmenkäufen) tummeln? Nein, aber 15 000 von ihnen sind bei Dealmarket anzutreffen, einer preisgekrönten, in der Schweiz entwickelten Finanzierungsplattform. Das profitabel operierende Unternehmen wurde kürzlich an die deutsche Drooms verkauft, einen Anbieter von Cloud-Lösungen im Security-Bereich. ○

«Darum will ich den Koran verbieten»

Das Establishment verachtet ihn als Rassisten, der den Niederlanden Mitte März eine Chaoswahl beschere werden. Zu Recht? Die *Weltwoche* druckt Geert Wilders im Originalton. Der kontroverse Niederländer erklärt, warum er Moscheen schliessen, die Grenzen abriegeln und aus der EU austreten will.

Geert Wilders' Partei für die Freiheit (PVV) hat seit 2012 vier Wahlen nacheinander verloren. Bei den Parlamentswahlen vom 15. März wird sie jedoch die Partei sein, die es zu schlagen gilt: Nach neusten Umfragen kommt sie auf 27 Sitze (von 150) in der Zweiten Kammer, während die rechtsliberale Volkspartei für Freiheit und Demokratie von Ministerpräsident Mark Rutte auf 26 Sitze (heute 41) abfällt.

Geert Wilders, 53, präsentiert sich als niederländischer Donald Trump. Zu seinen Kernforderungen gehören der Austritt der Niederlande aus der EU, die Schliessung der Grenzen gegen islamische Migranten sowie das Verbot des Korans. Auffallend an Wilders' Stil ist seine kompromisslose Standfestigkeit in den politischen Überzeugungen und seine messerscharfe Wortwahl, die von vielen als beleidigend verstanden wird. Wähler lieben ihn oder hassen ihn. Dazwischen gibt es nichts.

Dem niederländischen Privatsender Wij Nederland hat er kürzlich eines seiner seltenen Interviews gewährt, in dem er die Kernthemen seines Wahlprogramms erläutert.

Geert Wilders, wir haben keine Absprachen getroffen, was dieses Interview angeht.

Das stimmt. Sie können alles fragen.

Ihr Wahlslogan lautet: «Die Niederlande wieder für uns!» Wer ist «uns»?

Eigentlich jedermann, der in den Niederlanden wohnt und sich an unsere Regeln hält.

Jedermann?

Jedermann! Wir haben zu lange offene Grenzen und eine Massenzuwanderung von mehr als hunderttausend Menschen aus islamischen Ländern gehabt. Zudem haben wir es völlig unterlassen, Forderungen zu stellen bezüglich Assimilation und Integration. Das ist ein giftiger Cocktail für jede Gesellschaft. Was man auch hier in den Niederlanden sieht: Wir sind daran, unser Land zu verlieren. Frauen trauen sich nicht mehr auf die Strasse, Töchter trauen sich nicht mehr, sich frei in den Quartieren zu bewegen. Hier in Den Haag werden Tramführer angespuckt, in Schulen werden oft nur noch Halal-Mahlzeiten serviert, und gemäss manchen Menschen dürften wir unsere Festtage wie Weih-

nachten und Ostern nicht mehr feiern. Das Land wird unsicherer, der Terror wird nach Europa geholt, und wir unternehmen überhaupt nichts dagegen.

Aber Herr Wilders, Sie zeichnen ein Bild von den Niederlanden, das viele Menschen nicht teilen. Als Sie vor einiger Zeit in Deutschland sagten, unsere blonden Frauen könnten sich nicht mehr frei in der Öffentlichkeit bewegen, gab es ein Hohn gelächter unter unserern blonden Frauen.

Ich habe hier eine Mail, die ich erhalten habe. Sie zeigt vielleicht, dass nicht nur Wilders, sondern ganz normale Menschen finden, dass wir die Niederlande verloren haben. Eine Frau schrieb mir: «Herr Wilders, ich arbeite Teilzeit an einer öffentlichen Grundschule in Rotterdam. Die Kopftücher bestimmen, was an der Schule geschieht, im Kochunterricht dürfen nur noch Halal-Mahlzeiten gekocht werden, und am Neu-

«Meine Mission ist, dafür zu sorgen, dass die Niederlande ein freies Land bleiben.»

jahrsball darf kein Alkohol mehr ausgetrennt werden. Die Leute dürfen bei Anlässen oder Festen nicht mehr fotografiert werden, und im Ruheraum bekommen marokkanische Frauen über Mittag Koranunterricht. Herr Wilders, das sind nicht mehr meine Niederlande.» Unser Land wurde gekapert, und wir müssen es zurückerobern.

Von wem müssen wir die Niederlande zurückerobern? Von Menschen, die halal essen? Von Menschen, die den Koran lesen?

Ich nehme es den Menschen, die hierherkommen, nicht einmal übel. Ich nehme es den Menschen übel, die zulassen, dass wir darüber verhandeln, ob eine Schule einen Christbaum aufstellen darf, ob es noch Ostereier gibt, ob wir unsere eigene Kultur leben dürfen. Das sind nicht unsere Niederlande! Unsere Niederlande sind unser Land mit unseren Sitten und unserer Kultur, und der Islam gehört nicht zu den Niederlanden.

Sprechen wir von Ihrem Wahlprogramm und darüber, wie Sie unser Land zurückerobern wollen. Eine Forderung lautet, den Koran zu verbieten.

Ja.

Wie stellen Sie sich das vor? Es gibt in den Niederlanden etwa eine Million Muslime,

es gibt hier Hunderttausende Korane. Wir verbieten sie – und was tun wir dann?

Es gibt ein Buch, das in den Niederlanden verboten ist, es heisst «Mein Kampf». Dieses Buch enthält eine schreckliche Ideologie, voll von Hass und Antisemitismus. Aber es gibt ein weiteres Buch, das noch mehr Antisemitismus enthält als «Mein Kampf». Es ist ein Buch voller Aufrufe zur Gewalt: der Koran. Ich bin eigentlich nicht für Bücherverbote, aber wenn man in den Niederlanden unter dem Applaus der Linken «Mein Kampf» verbietet, müssen wir auch den Koran verbieten. Wir holen ihn nicht aus den Häusern, aber wir sorgen, genau wie bei «Mein Kampf», dafür, dass er nicht mehr verkauft wird, dass er im Prinzip nur für akademische Zwecke gebraucht werden darf.

Sie wollen den Koran nicht aus den Häusern holen. Aber wenn Sie etwas verbieten, müssen Sie doch auch eine Sanktion haben, sonst hat doch das Verbot keinen Sinn.

Nein, wir behandeln es genauso wie «Mein Kampf».

In Ihrem Wahlprogramm steht auch, dass Sie die Moscheen schliessen wollen.

Ja.

Sie dulden, dass Menschen zu Hause einen Koran haben. Dulden Sie dann auch, dass Menschen heimlich in die Moschee gehen, oder wollen Sie die Moscheen tatsächlich schliessen?

Ja: Moscheen, in denen täglich, mindestens aber wöchentlich aus dem Buch voller Hass und Gewalt gelehrt wird. Ich denke, dass wir unseren Rechtsstaat nicht schwächen, sondern stärken, wenn wir die Symbole einer Ideologie – und der Islam ist keine Religion, sondern eine Ideologie im Gewand einer Religion – in den Niederlanden nicht mehr erlauben. Wenn es in den Niederlanden Nazitempel gäbe, stünde die Welt kopf. Glauben Sie mir, die islamische Ideologie ist möglicherweise noch gefährlicher.

Meine Frage lautete, ob Sie die Moscheen in den Niederlanden schliessen lassen wollen.

Wenn es nach mir geht: Ja. Möglicherweise gibt es dafür keine Mehrheit. Aber wir müssen uns wehren gegen die Islamisierung unseres Landes. Die linksliberale Universität Amsterdam hat eine Untersuchung gemacht, aus der hervorgeht, dass zehn Prozent der Muslime in den Niederlanden, das sind hunderttausend Menschen, bereit sind, für ihren Glauben Gewalt anzuwen-



«Das Land wird unsicherer»: Politiker Wilders.

den. Das sind doppelt so viele gewaltbereite Muslime, wie die niederländische Armee an Soldaten zählt. Was wir jetzt erleben, ist noch nichts im Vergleich zu dem, was uns erwartet. Schauen Sie nach Afrika: Afrika hat im Moment eine Milliarde Einwohner. Die Bevölkerungszahl Afrikas explodiert. Ende dieses Jahrhunderts wird sich diese Milliarde vervierfachen haben. Vier Milliarden Menschen! Nach einer Untersuchung der Uno will ein Drittel davon nach Europa emigrieren.

Sie fordern, die Grenzen dichtzumachen. Wollen Sie einen Zaun bauen?

Ich komme auf die Frage zurück. Lassen Sie mich zuerst Folgendes sagen: Wenn wir das Leben unserer Kinder und Enkelkinder ernst nehmen, wenn wir nicht wollen, dass noch eine Milliarde Menschen zu uns nach Europa kommt, dann sind die, die wir bereits hier haben [die Anzahl Flüchtlinge, die bereits in den Niederlanden ist, d. Red.], nichts im Vergleich zu dem, was uns noch erwartet. Europa ist nicht gewillt, seine

Grenzen dichtzumachen, weil überall Menschen sitzen wie Merkel, Hollande und [der niederländische Ministerpräsident Mark] Rutte, die eine multikulturelle Gesellschaft wunderbar finden und die sagen: «Je mehr kommen, desto besser.» Wir können nicht mehr entscheiden, wer in unser Land kommen darf und wer wieder gehen muss. Wir

«Wir haben den Schlüssel nicht mehr selber in der Hand. Wir haben ihn Brüssel übergeben.»

haben den Schlüssel nicht mehr selber in der Hand. Wir haben ihn Brüssel übergeben. Ich will diesen Schlüssel zurück.

Wie wollen Sie die Tür schliessen vor den Strömen, die Sie erwarten?

Wir werden das allein machen müssen. Länder wie Ungarn haben gezeigt, wie das geht. Ich finde, dass wir die Grenzen zu den Niederlanden wieder bewachen müssten. Wir hatten einst 400 Grenzübergänge, und wir haben 1000 Kilometer Grenze. Ich würde diese 400 Grenzübergänge mit der Marechaussee [niederländische Gendarmerie, selbständige Teilstreitkraft neben Heer, Marine und Luftwaffe, d. Red.] bemannen. Dafür haben wir Geld vorgesehen. Die Grenze zwischen den Übergängen kann man mit Drohnen überwachen. Man braucht keine Mauern zu bauen, um dafür zu sorgen, dass die Menschen nicht hereinkommen.

Sie können sich seit zwölf Jahren nicht mehr frei bewegen. Das wünscht Ihnen niemand. Wie ist es, so lange unter strenger Bewachung zu leben? Haben Sie überhaupt noch ein Privatleben?

Wenn ich Bilder von früher anschau, ist es, als sähe ich einen anderen Menschen, das tut auch weh. Meine Frau macht das seit Jahren mit. Eigentlich ist sie die stärkste Frau in den Niederlanden. Ich habe sehr viel Respekt vor ihr. Wenn meine Frau und ich von der Vergangenheit sprechen, sprechen wir immer davon, ob es «vorher» oder «nachher» war. Damit meinen wir den Zeitpunkt, als der Personenschutz begann. [Wegen Morddrohungen steht Wilders seit 2004 unter Polizeischutz, sein Wohnsitz ist geheim, er wechselt den Aufenthaltsort regelmässig und sieht seine Frau nur unregelmässig, d. Red.] Ich kann mich beinahe nicht mehr erinnern, wie es ist, allein die Strasse entlangzugehen, allein in einem Park zu spazieren oder meinen Briefkasten zu leeren. Das ist etwas, was man seinem ärgsten Feind nicht wünscht. Ich wünschte, es wäre anders. Aber ich weiss, warum ich tue, was ich tue. Meine Mission ist, dafür zu sorgen, dass die Niederlande ein freies Land bleiben. Das bringt mich jeden Tag auf die Beine, um die Arbeit zu machen, die ich mache. >>>



«Der Islam gehört nicht zu den Niederlanden»: Rotterdam, 2017.

Wenn diese Wahlen für Sie ein Misserfolg werden sollten, käme nicht der Gedanke auf: «Jetzt lasse ich es bleiben»?

Nein, dann würde ich ganz normal weiterfahren. Dann würde ich Opposition machen gegen das Kabinett, denn es geht nicht um mich.

Keine andere Partei stimmt mit Ihnen überein. Sie wollen nicht mit Ihrer Partei für die Freiheit (PVV) regieren. Glauben Sie, dass Ministerpräsident Rutte und seine Partei selbst dann eine Koalition mit Ihnen ausschlagen würden, wenn Ihre PVV die grösste Partei werden sollte?

Ich glaube wohl an seine Absicht. Ich denke, dass sich viele Parteien nicht die Hände an uns verbrennen wollen. Aber ich weiss, wenn die Wähler die PVV richtig gross machen – und danach sieht es laut den jüngsten Umfragen aus –, wird man mit uns zusammenarbeiten müssen. Aus zwei Gründen: Man kann nicht einfach zweieinhalb Millionen Menschen ausser Acht lassen, weil man einen Ekel vor Geert Wilders oder seiner Partei hat. Zweitens: Wenn wir wirklich sehr stark werden, also dreissig Sitze oder mehr holen, dann wäre die Alternative eine Koalition aus vier, fünf oder sechs Parteien von links über die Mitte bis rechts. Mit dieser Grösse würde die politische Arbeit so instabil, dass man den Niederlanden keinen Dienst erwiese. Das würde der Wähler wahrscheinlich auch nicht schätzen.

Sie haben gesagt, dass es in den Niederlanden zu einer Revolte käme, wenn die PVV mit Abstand die grösste Partei würde und man nicht mit Ihnen regierte. Das klingt wie eine Drohung.

Nein, überhaupt nicht. Schon ganz andere Politiker haben in der Vergangenheit von einer Revolte gesprochen. Es gibt ganze

Koffer voller Bücher über eine solche Revolte. Eine Revolte bedeutet, dass es die Wähler nicht tolerieren, einfach zur Seite geschoben zu werden. Natürlich meine ich nicht, dass Panzer durch die Strassen fahren.

Sie meinen also damit nicht, dass die Leute zum Sitz der Regierung ziehen, um mit Gewalt einzufordern, was sie wollen?

Wenn jemand seit zwölf Jahren seiner Bewegungsfreiheit beraubt ist und 24 Stunden am Tag vor Gewalt geschützt werden muss, dann hoffe ich, Sie glauben mir, dass ich nicht für Gewalt bin. Das wünsche ich niemandem und sicher nicht den Niederlanden. Revolte ist immer demokratisch und gewaltlos.

Sie gebrauchen bisweilen eine sehr kräftige Sprache gegenüber unseren demokratischen Institutionen. Sie haben von einem Scheinparlament gesprochen. Aus dem

Mund eines Politikers finden das viele Menschen unheimlich, wie in den USA bei Donald Trump. Viele Menschen sagen, dass Sie damit unseren demokratischen Rechtsstaat in Zweifel ziehen.

Meine Aussage über unser Scheinparlament ist zu hundert Prozent wahr. Die Niederländer fühlen sich nicht mehr vertreten durch Politiker und Minister. Die meisten Politiker, Minister, Richter, Journalisten und Intellektuellen wohnen in schönen, sauberen Gegenden, schicken ihre Kinder in weisse Schulen, haben viel Geld, um alles zu bezahlen, und sind völlig losgelöst von der Wirklichkeit. Sie haben keine Ahnung, was vor sich geht. Wenn ein Parlament Entscheidungen trifft, die quer zu dem stehen, was die Bevölkerung gemäss Umfragen will, dann hat man ein Scheinparlament.

Scheinparlament? Damit sagen Sie doch einfach, dass das Parlament nichts wert sei.

Damit besagt man, dass die Menschen, die hier dabei sind – die Intellektuellen, die Journalisten, Politiker und die ganze Elite –, losgelöst sind von der Wirklichkeit. Wir müssen unser Land zurückerobern, vor allem von der Elite, die nichts von dem begreift, was in unseren Wohnstuben vor sich geht.

In Ihrem Wahlprogramm stehen noch ein paar andere Punkte. Zum Beispiel, dass Sie aus der EU austreten wollen. Kritiker sagen, dass uns das teuer zu stehen käme, dass Arbeitsplätze verloren gingen.

Schauen Sie sich den Brexit an. Die Wachstumsprognose für das Vereinigte Königreich in diesem Jahr beläuft sich auf zwei Prozent. Das ist mehr als in den Niederlanden. Die Briten haben die grössten Wachstumschancen seit 1971.

Ökonomen sagen, der Rückschlag komme noch.

Die Ökonomen sagten schon vor einem Jahr,



«Revolte ist immer demokratisch und gewaltlos»: Wilders (l.) beim Fernseh-Interview.

dass die Briten den heutigen Tag nicht überleben würden – aber die Briten sind stärker denn je.

Und Sie glauben, dass wir als international orientiertes Land mit dem international orientierten Flughafen Schiphol und dem international orientierten Hafen Rotterdam keinen ökonomischen Schaden erleiden würden?

Absolut nicht. Schauen Sie auf ein Land wie die Schweiz. Sie liegt im Herzen von Europa, ist aber ausserhalb der Europäischen Union. Schauen Sie auf das Vereinigte Königreich, das einen Freihandelsvertrag will mit einem der grössten Handelspartner überhaupt, nämlich den Vereinigten Staaten. Ich will, dass wir den Schlüssel unserer eigenen Haustür zurückbekommen, dass wir wieder Herr über unsere eigene Kultur werden, dass wir unser Geld hier ausgeben und nicht im Ausland und dass wir natürlich dort, wo wir Interessen haben, mit anderen Ländern zusammenarbeiten, ökonomisch und politisch. Dafür habe ich kein Brüssel nötig.

Wir haben rund eine Million Einwohner mit muslimischem Hintergrund. Ich kann mir vorstellen, dass diese sehr nervös werden, wenn sie von Ihrem Wahlprogramm hören.

Das denke ich nicht. Sie wären erstaunt, wie viel Unterstützung meine Partei auch von dieser Gruppe hat. Wir sind keine Partei der oberen Zehntausend. Ich habe soeben einen Bericht gelesen, dass wir bei den Schlechtausgebildeten und den hart Arbeitenden die Nummer eins sind und gemäss einem gewerkschaftlichen Bericht auch bei den Gutausgebildeten. Sogar Marokkaner sagen mir: «Wir sind nicht in allem mit Ihnen einverstanden. Aber wir wissen, dass noch mehr Immigration auch für uns nicht gut ist, denn es gibt tatsächlich Probleme in unseren Gruppen.» Und ich sage allen Muslimen, die schon in den Niederlanden sind: «Ich will, dass nicht noch mehr Menschen aus islamischen Ländern zu uns kommen. Aber wenn ihr schon hier seid, haltet euch an unsere Regeln, respektiert unsere Werte, dann seid ihr nicht nur da, um zu bleiben, sondern dann seid ihr gleich wie jeder andere. Ungeachtet eurer Hautfarbe und eurer Ideologie.» Diese Menschen haben nichts zu befürchten.

Das Interview wurde am 12. Februar vom Privatsender TV Wij Nederland ausgestrahlt. Der hier vorliegende Text ist eine leicht gekürzte Fassung.

Aus dem Niederländischen von Christian Huber

Entwicklungshilfe

Steuergelder für Hitler-Fans

Mit Millionen von Franken subventioniert die Schweiz eine Uno-Organisation, die gegen Juden hetzt. An ihrer Spitze: ein Schweizer Diplomat.



Vorwürfe: Pierre Krähenbühl.

Palästinensische Kinder werden vergiftet» – das ist nach den Worten der Genfer NGO UN Watch die Kernaussage einer Hetzkampagne, die von Uno-Mitarbeitern betrieben wird. Im Mittelpunkt stehen Mitarbeiter des Uno-Hilfswerks für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten (UNRWA). Auf 130 Seiten werden rassistische und antisemitische Facebook-Einträge von UNRWA-Angestellten dokumentiert: Sie würden die Jugend mit Hass infiltrieren und Hitler als «grossartig» preisen. Indirekt richtet sich der Vorwurf auch an den Chef des Hilfswerks, den gebürtigen Genfer Pierre Krähenbühl. Als im letzten Jahr ähnliche Kritik vorgebracht wurde, nahm er die Vorwürfe auf die leichte Schulter. Damit signalisierte er den UNRWA-Mitarbeitern, dass er Holocaust-Leugnung, Anstiftung zum Terror oder die Verbreitung judenfeindlicher Videos tolerieren würde.

Eigenwillige Flüchtlingsdefinition

Einat Wilf, die derzeit ein Buch über das UNRWA schreibt, überrascht das Gift des Uno-Hilfswerks nicht. Ihrer Meinung nach will die Organisation gar nicht so sehr Flüchtlingen helfen. Vielmehr wolle sie ihnen die Rückkehr ins heutige Israel ermöglichen, was zur Auslöschung Israels führen würde, sagt Wilf, die bis 2013 für Israels Arbeitspartei in der Knesset politisierte. «Das Palästina-Flücht-

lingshilfswerk verewigt damit den Hass auf Israel,» sagt sie. Statt zur Integration der Palästinenser beizutragen, mache das UNRWA aus den Palästinensern seit Jahrzehnten ewige Märtyrer, die auf das Mitleid der Welt setzten.

UNRWA-Chef Krähenbühl unterstützt diese Taktik tatkräftig. Wacker hält er auch bald siebenzig Jahre nach der Gründung Israels am Mythos «Palästina-Flüchtling» fest. So flog er Ende Januar nach Warschau, um dort die Ausstellung «Die lange Reise palästinensischer Flüchtlinge» zu eröffnen. Dabei bezeichnete er auch jene als Flüchtlinge, die längst eine neue Heimat gefunden haben. Dazu gehören etwa die zwei Millionen Palästinenser in Jordanien, die einen jordanischen Pass besitzen und bestens integriert sind. Auch Palästinenser im Westjordanland und im Gazastreifen sind für ihn Flüchtlinge, obwohl sie bereits dort angekommen sind, wo sie nach einer Lösung des Nahostkonflikts leben werden: in Palästina.

Dass er an der eigenwilligen Flüchtlingsdefinition festhält, belegt Krähenbühl regelmässig auf Twitter. Es sei wichtig, die Flüchtlinge nicht zu vergessen, twitterte er aus Jordanien. Zuvor hatte er den palästinensischen Premier Rami Hamdallah in Ramallah getroffen und mit ihm die Lage der Flüchtlinge im Westjordanland und in Gaza diskutiert.

Dabei geniessen die Palästinenser dank UNRWA-Schulen die beste Ausbildung im arabischen Raum. Sie wären durchaus in der Lage, auf die Beiträge aus dem Wohlfahrtstrog der Uno zu verzichten und ihren Märtyrerstatus abzulegen – wenn man sie nur liesse. An der Verewigung des palästinensischen Flüchtlingsstatus beteiligt sich auch die Schweiz. Seit Gründung des UNRWA im Jahre 1949 flossen rund 500 Millionen Franken an die Organisation. Im vergangenen Jahr waren es 26,5 Millionen, im nächsten sollen es 20 Millionen Franken sein.

Das EDA will erst jetzt von den Vorwürfen erfahren haben, die im Bericht von UN Watch dokumentiert sind. Er erwarte, so ein Departementssprecher zur *Weltwoche*, dass das UNRWA die Anschuldigungen untersuche «und die notwendigen Massnahmen trifft, sollten Regelverletzungen bestätigt werden».

Die angebliche Unkenntnis erstaunt. Die Schweiz ist seit zwölf Jahren aktives Mitglied des Beratungsausschusses des UNRWA, der den UNRWA-Chef bei der Umsetzung des Mandats unterstützen soll. Die Frage stellt sich deshalb, wie ernst die Palästina-Politiker des EDA dieses Mandat nehmen. *Pierre Heumann*

Der Bilderstürmer

Donald Trumps neuer Nationaler Sicherheitsberater General McMaster stösst reihum auf Zustimmung. Der bullige Kahlkopf mit Dokortitel ist ein Querdenker, der mit beissender Kritik an Vorgesetzten nicht zurückhält. Die *Weltwoche* hat McMaster während des Irakkriegs kennengelernt. Von *Von Urs Gehrig*



Stösst er auf Schweigen, legt er nach: Herbert Raymond McMaster.

Als es im Irak steil bergab ging, als man glaubte, schlimmer könne es nicht mehr kommen, und doch jeder Tag noch schwärzer wurde, machte sein Name die Runde: H. R. McMaster. Im Norden des Irak, so erzählte man sich, habe der Brigadeoberst eine ganze Stadt der al-Qaida entrissen. Zur Vorbereitung auf die Schlacht hätten seine Soldaten Geschichtsbücher gelesen. Sie hätten Arabisch gelernt. Und statt Türen einzutreten, hätten sie mit den Irakern Tee getrunken.

Die Stadt hiess Tal Afar. Der ominöse Kommandant, Herbert Raymond McMaster mit vollem Namen, war ein bulliger Oberst mit Kojak-Frisur. Forsch im Auftritt, aber wenn sein Gesicht lachte, sah er aus wie ein vergnügter Junge auf der Klassenfahrt. Monate nach seinem Husarenstück von 2005 erklärte er der *Weltwoche*, wie er Tal Afar befriedet hatte, während der Irak in Flammen stand.

«Du kannst nicht siegen, wenn du Terroristen durchs ganze Land jagst. Du musst das Volk für dich gewinnen.» McMaster hatte in der Stadt nahe der syrischen Grenze den Zustrom ausländischer Dschihadisten blockiert und säuberte gemeinsam mit lokalen Stämmen die Region von Terroristen. In der Kooperation lag der Schlüssel zum Erfolg. In stundenlangen Teesitzungen zog er die Stammesscheiche auf seine Seite. Seine Maxime lautete: «Behandle alle Einheimischen mit Respekt. Denn jedes Mal, wenn du einen Iraker schlecht behandelst, arbeitest du dem Feind in die Hände.»

Sternstunde im Irak

McMaster machte keinen Unterschied zwischen Journalisten der grössten amerikanischen TV-Sender und einem Reporter aus Bern. Wenn sich einer für die Materie interes-

sierte und sich zu seinen Soldaten ins Feld gesellte, teilte er mit ihm seinen Erfahrungsschatz und seine neusten Impressionen. Er hielt den Kontakt auch dann aufrecht, als sich der Reporter längst wieder hinter die Frontlinien zurückgezogen hatte. Regelmässig, meist am Telefon, stand er Red und Antwort über die aktuelle Lage im Irak und später in Afghanistan. Selbst dann, wenn seine Zeit knapp bemessen war oder er gerade in einem Shoppingcenter einkaufte.

Es gibt fast keine Personalie, bei der sich die Amerikaner im verseuchten Klima von heute einig sind. Die Wahl H. R. McMasters, 54, zum Nationalen Sicherheitsberater ist eine Ausnahme. Bis tief ins demokratische Lager hinein zollt man dem Kahlkopf Tribut. «Beeindruckend», «brillant» und «unkonventionell» sei er. Als Absolvent der legendären Militärakademie Westpoint nahm er am ersten Golf-

krieg 1991 teil und erhielt für seinen Einsatz in der «Battle of 73 Easting», beschrieben in Tom Clancys Buch «Armored Cav», den «Silver Star»-Orden. McMasters Sternstunde jedoch schlug 2005 im Irak.

Er entwickelte seine eigene Anti-Guerilla-Strategie. Auf Support von seinen Vorgesetzten im fernen Washington konnte er nicht zählen. Donald Rumsfeld, damaliger Pentagon-Chef und Choreograf des Irak-Feldzugs, weigerte sich in sturer Uneinsichtigkeit gar, das Wort *insurgency* (Aufstand) in den Mund zu nehmen. Es passte nicht in die Doktrin, die er dem US-Militär verordnet hatte: eine Transformation der Kriegführung in Richtung Hightech und massiver Feuerkraft.

McMaster liess sich nicht beirren. Er hatte das Terrain und die Leute im verlustreichen Abnutzungskampf kennengelernt und zog seine eigenen Schlüsse. Für seine Truppe legte er neue Richtlinien fest. Er verbot den Soldaten, vor Irakern zu fluchen, den Ausdruck «Hadschi» setzte er auf den Index; dieser bezeichnet einen Mann, der die Pilgerfahrt nach Mekka absolviert hat. In abschätziger Manier ausgesprochen, hat er eine ähnlich diffamierende Bedeutung wie etwa die Bezeichnung «Schlitzauge» für einen Japaner. Das Verständnis für Kultur und Brauchtum der Einheimischen wurde zum zentralen Faktor seines Trainings, bevor er 2005 seine Mission in Tal Afar begann. Den Offizieren verteilte er eine lange Leseliste mit Studien

Der «Held von Tal Afar» war der Hoffnungsfunken, auf den Amerika sehnlichst gewartet hatte.

über arabische und irakische Geschichte und mit klassischen Texten über Anti-Guerilla-Taktik. Offiziere, die nicht mitzogen, liess er versetzen.

Der «Held von Tal Afar», wie ihn die Presse bald nannte, war der Hoffnungsfunken, auf den ganz Amerika sehnlichst gewartet hatte. Sein Pionierstück an der syrischen Grenze half, die Bush-Regierung zu überzeugen, noch einmal 30 000 Soldaten ins Feld zu werfen. Mit einer kleinen Gruppe von Querdenkern assistierte McMaster General David Petraeus bei der Ausarbeitung der neuen Anti-Guerilla-Strategie. Der sogenannte Surge wurde zum Erfolg. Die Sicherheitslage im Irak stabilisierte sich.

Das neue Vorgehen stellte die Taktik des «kill or capture» (töten oder gefangen nehmen) auf den Kopf, welche die Amerikaner seit dem Einmarsch im März 2003 praktiziert hatten. Barack Obama allerdings kehrte in Afghanistan, Irak und Syrien wieder zur alten Methode zurück, mit besonderem Fokus aufs «kill» aus der Luft mittels Drohnen – mit dem bekannten Resultat.

2014 wählte das *Time Magazine* McMaster zu einer der «100 einflussreichsten Personen der Welt». Er sei «wahrscheinlich der hervorragendste Kriegsdenker des 21. Jahrhunderts» und eine «seltene Spezies von Soldat – einer, der sich wiederholt dem System widersetzt und dennoch überlebte und in die höchsten Ränge aufrückte». Mit dem Aufstieg musste sich McMaster allerdings gedulden. Mit seiner «Rebellion» machte er sich in der Armeeführung keine Freunde. Wiederholt wurde er bei der Beförderung zum General übersprungen.

Bemerkenswerte Spitzkehre

Sein «rebellisches» Naturell trug ihm den Übernahmen «Bilderstürmer» (*iconoclast*) ein. McMaster hockt nicht aufs Maul, wenn er militärische Mängel ortet. Stösst er auf Schweigen, legt er nach. Mit Kritik am Establishment legte er bereits den Grundstein seiner Militärkarriere. In seiner Doktorarbeit mit dem Titel «Dereliction of Duty» (Pflichtversäumnis), die heute zur Standardlektüre für Offiziere gehört, ging er mit der Militärführung im Vietnamkrieg scharf ins Gericht. Er wies nach, dass der Vereinigte Generalstab in den 1960er Jahren seine professionellen Pflichten verletzt hatte, indem er es unterliess, Präsident Lyndon B. Johnson und Verteidigungsminister Robert McNamara klaren Wein über die Lage im Feld einzuschenken, und damit wesentlich dazu beitrug, dass die USA immer tiefer in den Dschungelkrieg versanken.

Nun ist es an McMaster selbst, den Präsidenten über die Gefahren rund um den Globus zu informieren. Als National Security Advisor ist er der oberste Seismograf für Bedrohungen. Er legt dem Präsidenten jeden Morgen ein Briefing vor. Er rapportiert, wo's brennt und wo der Krieg von morgen ausbrechen könnte. Somit ist er einer der ranghöchsten Berater und neben dem Stabschef der Einzige, der nicht vom Kongress bestätigt werden muss.

Mit der Wahl McMasters setzt Trump ein deutliches Zeichen. Der Präsident, der es bei seinen Auftritten mit der Wahrheit nicht immer genau nimmt, scheint im eigenen Kabinett ungeschminkte Fakten zu schätzen. Mit den charismatischen Generälen James Mattis (Pentagon), John Kelly (Homeland Security) und McMaster unterstreicht Trump, dass er im kleinen Kreis Dissens nicht bloss toleriert, sondern verlangt. Er scheint dem Urteil seiner Spezialisten zu vertrauen und lässt sie entsprechend handeln.

Ob Trump dem Rat von McMaster und Co. auch folgen wird, ist noch nicht ganz klar. Jedenfalls haben Vizepräsident Mike Pence und Pentagon-Chef Mattis letzte Woche bei ihrem Besuch in Europa schon mal eine bemerkenswerte Spitzkehre vollzogen: hundertprozentiges Bekenntnis zur Nato, kalibrierte Kritik an Russland, Forderung der Rückgabe der Krim an die Ukraine. Das tönt fast so, als regiere in Washington noch der alte Präsident. ○

Volksfeind

Nero lässt grüssen

Trump ist kein zweiter Hitler.

Warum macht er es seinen Gegnern so leicht, ihn in dieses Licht zu rücken?



Volksfeind: Kaiser Nero.

Man kann nicht sagen, dass der neue amerikanische Präsident ein Meister des klaren Wortes ist. Vieles von dem, was er sagt und twittert, ist konfus, widersprüchlich oder faktenfrei. Eines kann man allerdings nicht bestreiten: Donald Trump ist ein Freund

des direkten Wortes. Die Kunst der verklausulierten Formulierung geht ihm genauso ab wie Taktgefühl und die Fähigkeit für kleine, fromme Lügen, die als Schmiermittel gesellschaftlicher und politischer Kommunikation von anderen Politikern eingesetzt werden. Er spricht aus dem Bauch heraus und verkündet alles mit dem Megafon.

Schändliche Tradition

Das kann durchaus erfrischend sein und hat ihm viel Zuspruch eingebracht. Doch nun ist er zu weit gegangen mit seiner Verunglimpfung der US-Medien als «Feinde des amerikanischen Volkes». Vielleicht war sich Trump

Der erste Volksfeind der Geschichte war kein Dissident, sondern selbst ein Tyrann.

nicht bewusst, in welcher schändlichen Tradition er sich damit stellte – aber das macht es nicht unbedingt besser.

Historisch waren es stets die übelsten Diktatoren, die Gegner zu Feinden des ganzen Volkes ummünzten. Für die Nazis war «jeder Jude ein geschworener Feind des deutschen Volkes», Stalin stellte dem Sowjetvolk den finsternen Klassenfeind gegenüber, und Nordkoreas Propaganda bewertet jede Kritik am Führer Kim Jong Un als Attacke auf das ganze Volk.

Der erste Volksfeind der Geschichte war allerdings kein Dissident, sondern selbst ein Tyrann. Nachdem er den Staat in den Ruin getrieben hatte, wurde Kaiser Nero vom römischen Senat zum *hostis populi Romani*, zum Feind des römischen Volkes, erklärt. Trump sollte aufpassen, dass sich seine Worte nicht eines Tages gegen ihn wenden. Der Senat ist ihm schon jetzt nicht gerade gewogen.

Wolfgang Koydl



Grosse Klasse: Jackie Kennedy, Melania Trump, Carla Bruni (v. l.).

Die Widerspenstige

Melania Trump sieht sich vielen Vorwürfen ausgesetzt. Dabei zeigen ihre bisherigen Schritte nur, dass sie eine traditionelle First Lady wie Jackie Kennedy oder Carla Bruni sein möchte – und sich nicht verbiegen lässt. *Von Christine Brinck und Gary Wing (Illustration)*

Was hat Melania Trump verbrochen, um den Hohn der Medien zu verdienen? Sie ist gross und hübsch, mit langen Haaren und noch längeren Beinen – schon mal verdächtig. Sonst wissen wir nicht viel über die Präsidentengattin. Sie wurde vor 46 Jahren in einem Provinzstädtchen in der Nähe von Ljubljana geboren. Ihr Vater war erst Chauffeur, dann Autohändler. Mit siebzehn wurde Melanija Knavs von der Kamera entdeckt. Bald arbeitete sie in Mailand und Paris als Model unter dem Namen Melania Knauss, was deutsch klang und sich besser vermarkten liess.

«The Donald» war ihr damals noch kein Begriff. Den traf das Model 1998 auf einer Party während der New Yorker Fashion Week. Die

Legende besagt, sie habe ihm ihre Telefonnummer verweigert. Trump blieb hartnäckig und steckte ihr seine zu. Sie rief ihn ein paar Tage später an. Getraut wurde sie 2005 in einem 100 000-Dollar-Kleid. Unter den Gästen: Bill und Hillary Clinton.

Eigentlich müssten gerade die deutschen Medien die Frau mit dem slawischen Akzent als erste First Lady mit «Migrationshintergrund» feiern. Stattdessen werfen sie ihr den «immer noch starken Akzent» vor. Henry Kissinger kam als Bub nach Amerika. Seinen fränkischen Akzent findet man irgendwie cool. Dagegen verkörpere die gebürtige Slowenin den «amerikanischen Weiblichkeitsalpträum», stöhnte eine Feuilletonistin. Als «zurechtgeschnippelte»,

etwas dümmliche Barbie laufe sie durch die Gazetten – hübsch, wie der Schönheitschirurg sie erschuf.

«Zurechtgeschnippelt»

Michelle Obama sieht auch gut aus, und ihre Kleider kommen ebenfalls nicht von der Stange. Aber die Juristin wird als Idol verklärt, obwohl sie ebenfalls glänzt, weil sie im Licht ihres Gatten Barack steht. Einen Teil aus einer Rede von ihr habe das Dummerchen geklaut. Wer Washington kennt, weiss, dass Gattinnen schon im Wahlkampf scharf gemanagt werden. Was zu Papier gebracht wird, bestimmen die PR-Profis. Dass einer ihr die Michelle-Passagen untergeschoben hat, war nicht Melanias Schuld. Aber jetzt stand

sie nicht nur als doof, sondern auch als dreist da. Cheerleaderin hätte sie werden sollen!

Normalerweise gilt gegenüber Unbekannten die Unschuldsumutung. So wie im Fall Carla Bruni, der weiland Neuen des damaligen französischen Präsidenten Nicolas Sarkozy. Die war auch ein Model, dann brachte sie es zur Sängerin. «Zurechtgeschnippelt» war sie auch. Doch war sie «eine von uns», sie stammte aus begüterten Verhältnissen. Die Medien schwärmten von ihren flachen Schuhen, die sie ihrem kurzen Mann zuliebe trug. Das Dior-Mäntelchen und Pillbox-Hütchen, die sie in Amerika als Hommage an Jackie Kennedy trug – grosse Klasse!

Klasse kann aber Melania Trump nicht haben. Nicht eine Frau, die im Plattenbau gross geworden war, wie die *Bild*-Zeitung ihren Leserinnen klarmachte. Auch wenn die wenigsten *Bild*-Leserinnen freilich selbst in den Villen von München-Grünwald oder Hamburg-Blankenese aufgewachsen sind.

Woher die Häme gegen ein so unbeschriebenes Blatt wie Frau Trump? Im Internet findet man nicht viel zu ihren Nacktfotos, und die gab es auch von Carla Bruni und vielen anderen Models, die den Aufstieg geschafft haben. Die Bilder wurden von der *New York Post* genüsslich unters Volk gebracht. Sie hat auch ein wenig geschwindelt in Bezug auf ein Architekturstudium, obwohl sie es nach ein paar Semestern abgebrochen hatte. Wohlmeinende nennen das «kreatives» Marketing. Jedenfalls hat diese zugewanderte Frau vom Balkan keine Chauffeure geohrfeigt. Sie mischt sich nicht ein, sie drängelt sich nicht vor und will eine traditionelle First Lady sein. Wie etwa Jackie Kennedy, deren Motto «Ich bin zuerst Ehefrau und Mutter, dann erst First Lady» Melania Trump zu gefallen scheint.

Was hat sie also verbrochen? Sie ist hübsch und hat sich einen reichen Mann geangelt. An Macht und Ruhm scheint sie wenig interessiert zu sein. Sie ist keine Imelda Marcos, auch wenn ihr Schrank ähnlich gut bestückt sein dürfte. Karriere durch Heirat, so lautet wohl die Anklage. Die haben Farah Diba (eine Architekturstudentin) und Grace Kelly aber auch gemacht. Dito Diana Spencer, die den britischen Kronprinzen gehehlicht hatte. Dito die Olympia-Hostess Sylvia Sommerlath, die es zur schwedischen Königin brachte.

Dann darf man ihr vielleicht «The Donald» per Sippenhaftung vorwerfen? Laura, die Frau des in Europa verhassten George W. Bush, wurde acht Jahre lang peinlichst geschont. Oder die teuren Klamotten? Die hatte Jackie O. auch. Zu viel Gold und Marmor daheim? Das ist ein Geschmacks-, kein Charakterproblem. Selbst ihr elegantes, himmelblaues Ralph-Lauren-Outfit



Auch Michelle Obama glänzt, weil sie im Licht ihres Gatten Barack steht.

zur Inauguration passte den Kritikern nicht. Mit der Haute Couture habe sie bloss Jackie kopiert. Melania hat eigentlich nur noch eine Chance: den Mann zu verlassen, der der Welt den Schlaf raubt. «Melania, if you need help, blink twice», blinzte zweimal, stand auf einem Plakat des Frauenmarsches auf der Washington Mall. «Free Melania» ist mittlerweile auch ein *Hashtag* bei Twitter.

Akt der Emanzipation

Der neueste Anklagepunkt gegen Melania Trump ist ihre Weigerung, nach Washington überzusiedeln. Sie will den Sohn nicht aus dem Schuljahr reissen, was man bei anderen Müttern als Ausweis von Vernunft und Fürsorglichkeit loben würde. Dabei könnte Melania auf das grosse Vorbild Bess Truman verweisen, die meist lieber in Missouri blieb statt ihrem Mann Harry 1945 dauerhaft ins Weisse Haus zu folgen.

Deren Verzicht hat die Nation ohne Spott und Häme hingenommen. Brauchte Truman Begleitung beim Staatsbankett, half bisweilen seine Tochter Margaret aus. Mr und Mrs Truman haben sich täglich Briefe geschrieben. Heute ginge es schneller – per Whats App. Wieso überhaupt soll denn Frau Trump einem unbezahlten Job im Ostflügel des Weissen Hauses mit einem Stab von dreissig Leuten entgegenfiebern?

In der Hauptstadt sorgt man sich, dass Melania Trump bisher weder Führungen im Weissen Haus übernommen habe noch auf den Ansturm für das grosse, traditionelle Ostereiersuchen vorbereitet sei. Hätte man von Bill Clinton als *first husband* erwartet, dass er sich um den Tischschmuck kümmert? Warum soll eine Frau, die sich stets als Vollzeitmutter definiert hat, den Job als «Erste Gattin» annehmen? Warum verübelt man ihr den Rückzug ins Private? Zumal bei dem berserkerhaften Arbeitstempo ihres Mannes, der nächtens lieber twittert. Ob er einsam sei, wurde der Präsident gefragt. «Nein, ich arbeite einfach länger.»

Mit dem Kind in New York zu bleiben, könnte man auch als Akt der Emanzipation loben. Oder: Eigentlich ist es doch mutig, die gängigen Vorstellungen von einer First Lady zu durchbrechen. Und verständlich, wo doch das wenige, das sie tut – sei es, in Florida das «Vaterunser» zu sprechen oder zu verkünden, sich um die Anliegen von Frauen und Kindern kümmern zu wollen – stets mit Hohn kommentiert wird. In Wahrheit kann man einer Präsidentengattin, die kein Politjunkie ist, von Washington nur abraten – vom Leben im Stahlkorsett staatlicher und medialer Kontrolle. Es gilt immer noch Harry Trumans Spruch: «Wenn du einen Freund in Washington brauchst, besorg dir einen Hund.» ○

Diktaturen

Spielberg von Pjôngjang

Eine Notiz zur filmreifen Exekution des Halbbruders von Kim Jong Un.



Nordkoreas Machthaber Kim Jong Un.

Zugegeben, die Bildqualität ist schlecht. Verschwommen, verwackelt, zu weit weg. Aber auf die Kamera hatte der Regisseur und Drehbuchautor leider keinen Einfluss. Er musste sich mit Überwachungskameras behelfen.

Schade, denn Dramaturgie und Script waren vom Feinsten, als Kim Jong Nam, der Halbbruder des Despoten Kim Jong Un, auf dem Flughafen von Kuala Lumpur ermordet wurde: Nichtsahnend reiht sich das Opfer in die Check-in-Schlange ein, als sich ihm zwei – schöne – Frauen nähern. Eine legt ihm fast zärtlich von hinten kurz ein Tuch übers Gesicht. Dann entfernen sich die beiden Bond-, Pardon: Kim-Girls in aller Seelenruhe.

Obamas Todesdrohnen

Mord, auch die politische Variante, ist stets verwerflich. Das hindert Staaten, Regierungen und Präsidenten freilich nicht daran, ihn zu praktizieren. Der Kreml verabreichte dem Ex-Agenten Alexander Litwinenko Plutonium im Grüntee, Israels Mossad jagte palästinensische Terroristen, und Barack Obama schickte Todesdrohnen los.

Doch all diesen Aktionen fehlte es an Flair, Panache und purer Action nach Art eines «Jason Bourne»-Thrillers. Von Kims Vater wusste man, dass er ein grosser Cineast mit einer Vorliebe für James Bond war. Ist es möglich, dass in seinem Sohn ein veritabler Steven Spielberg von Pjôngjang heranwuchs, der das, was er im privaten Kinosaal sieht, gekonnt in die Realität umsetzt? Besser für alle Beteiligten wäre es freilich, er würde seinen derzeitigen Job aufgeben und sein wahres Talent in einem Filmstudio ausleben. *Wolfgang Koydl*

Man spricht Englisch in Down Under

Von Hansrudolf Kamer — Australien und Neuseeland sind ehemalige Kolonien des britischen Weltreichs. Sie haben ihr Erbe gut verwaltet und sind heute freiheitliche und wohlhabende Länder im Südpazifik.



Zum Credo der 168er gehört, dass jeder Kolonialismus schlecht war. Der Historiker Niall Ferguson erinnert aber in seinem Werk über das britische Weltreich an ein Buch, das 1905 erschien und hundert Jahre in die Zukunft blickte.

Da bekommt der tradierte Moralismus Risse. Denn darin wird eine Welt geschildert, in der Indien unter russischer, Südafrika unter deutscher, Ägypten unter türkischer, Kanada unter amerikanischer und Australien unter japanischer Herrschaft ächzt.

Auch als Gedankenexperiment ist das heute schwer vorstellbar, denn es wirkt so selbstverständlich, wie das Empire grosse Teile der Erdkugel geprägt hat. Es ist – Ausbeutung und Repression zum Trotz – vor allem eine freiheitliche Prägung.

Alles ist relativ. George Orwell, der zurzeit wieder Hochkonjunktur hat, machte als Kolonialbeamter in Burma eine intellektuelle Entwicklung durch. Er sei ganz für die Burmesen und gegen ihre Unterdrücker, schrieb er in «Shooting an Elephant». Er hasste seinen Job und gab dem auch beredten Ausdruck.

Nachträglich stellte er aber selber fest, dass ihm jede Perspektive fehlte. Er wusste nicht, dass das britische Weltreich im Abstieg war und bald verschwinden würde. Vor allem war ihm, wie er schrieb, nicht klar, dass die jüngeren Imperien, die es ersetzen würden, sehr viel schlimmer sein könnten. So hat denn im Zweiten Weltkrieg das Empire seine letzte Schlacht geschlagen und die Welt vor grösserem Unheil bewahrt.

Das alles ist Down Under, in Australien und Neuseeland, klar erkennbar. Auf der grossartigen Harbour Bridge in Sydney, gegenüber der Oper, flattert die australische Flagge mit dem Union Jack. Für die Unentwegten, die über die steilen Stahlgerüste nach oben kraxeln, ist sie das Ziel. Sydney ist, trotz Multi-kulti-Einwanderung und globalisierter Gastronomie, immer noch eine britisch geprägte Weltstadt.

Auf der anderen Seite des Tasmanischen Meers, auf dem gepflegten Waitangi Treaty Ground, weht die neuseeländische Variante – auch blau, mit dem Union Jack und dem Kreuz des Südens. Die Nachfahren der britischen

Siedler, die mit den Maori in Waitangi den berühmten Abtretungsvertrag ausgehandelt hatten, stimmten vor kurzem über ein neues Design ihrer Staatsflagge ab.

Der konservative Premierminister John Key hatte dies zur Herzensangelegenheit gemacht, allerdings ohne damit die britische Königin als Staatsoberhaupt in Frage zu stellen. Doch auch so war für ihn nichts zu holen. In der Endausmarchung erlitt der neue Entwurf eine klare Niederlage gegen den Union Jack.

Umschwung beim Establishment

John Key, ein erfolgreicher Regierungschef, der sein Land unbeschadet durch die Finanzkrise steuerte, ist im Übrigen seit Dezember nicht mehr Premierminister. Sein Nachfolger heisst – nach der Flaggenabstimmung folgerichtig – Bill English. Er wird sich bei den Wahlen im nächsten Jahr bewähren müssen, die der National Party eine vierte Amtszeit in Folge bescheren könnten.

Auch ein Österreicher, Friedensreich Hundertwasser, hatte vor mehr als dreissig Jahren vergeblich eine neuseeländische Flagge ohne Union Jack entworfen, mit dem sich entrollenden Silberfarn, neben dem Kiwi das Wahrzeichen des Landes. Sein Vermächtnis ist etwas prosaischer. Wer auf dem Weg vom landschaftlich berücksichtigenden Norden nach Süden in die

verstopfte Metropole Auckland fährt, dem fällt unterwegs in Kawakawa an der Hauptstrasse ein merkwürdiges Gebäude auf.

Es sind die Hundertwasser-Toiletten, die mit ihrem Design und ihrer Farbenpracht entfernt an die Säulen der ehemaligen Moschee von Córdoba erinnern. Touristen drängen sich hinein und fotografieren – von Privatsphäre ist nicht mehr viel übrig. Im Prospekt heisst es lapidar: «Hundertwasser died on 19th February 2000 at the age of 71. The Kawakawa-Toilets were thus his final creation and are seen as an important memorial to him.»

Australier und Neuseeländer pflegen ihre Nationen und achten genau darauf, wer in ihr Land kommt. Das betrifft übrigens nicht nur Menschen, auch Tiere und Pflanzen, von denen fremdartige mitleidlos ausgerottet werden. «Biosicherheit» nennt sich das. Zum Australia Day im Januar gab der Einwanderungsminister einen kurzen Abriss davon, was das Land von seinen Zuzüglern erwartet: Sie gehorchen dem Gesetz, lernen Englisch, erziehen ihre Kinder, arbeiten hart und tragen zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wohlstand bei.

Das ist klar und deutlich. Die Realität mag dem nicht immer entsprechen, doch grosso modo ist das Rezept erfolgreich. Aus diesem Grund hatten viele mit einiger Spannung auch die Brexit-Abstimmung im Mutterland verfolgt. In beiden Ländern war das politische Establishment gegen den EU-Austritt, doch inzwischen tönt es anders.

Unter den Antipoden verspricht man sich viel von der neuen Lage. Die Pessimisten, die sagten, der Brexit sei ein Desaster, hatten unrecht. «Global Britain is great for us» lautet das Schlagwort.



Australier und Neuseeländer achten genau darauf, wer ins Land kommt.



Echo aus Schweden

Die Medien überbieten sich mit schrillen Kommentaren zu Donald Trump. Jenseits von Jubel und Verdammung dokumentiert die *Weltwoche* an dieser Stelle, was der neue US-Präsident tatsächlich getan oder gesagt hat.

1 — Meinungs austausch

Dem Pressekorps des Weissen Hauses verschlug es den Atem, aber seine Anhänger jubelten, als Donald Trump vergangenen Donnerstag eine Pressekonferenz gab, die eine Stunde und sieben Minuten dauerte.

Trump begann mit der Ankündigung, dass er Alexander Acosta als neuen Arbeitsminister vorgeschlagen habe, nachdem seine erste Wahl – der Fastfood-CEO Andrew Puzder – seine Nominierung am Vortag abgelehnt hatte.

Trump fuhr fort: «Ich wende mich in Anwesenheit der Medien direkt an das amerikanische Volk, weil euch viele unserer Reporter nicht die Wahrheit sagen und die wunderbaren Menschen in unserem Land nicht mit dem ihnen gebührenden Respekt behandeln.»

Der Präsident zitierte aus einer neuen Umfrage von Rasmussen Reports, laut der seine Zustimmungquote unter potenziellen Wählern bei 55 Prozent liegt. Die politischen Medien seien «ausser Kontrolle»: «Wenn wir darüber nicht reden, erweisen wir dem amerikanischen Volk einen Bärendienst.»

Trump beantwortete rund zwei Dutzend Fragen und prophezeite: «Morgen wird es wieder heissen, Donald Trump geifert und tobt gegen die Presse. Ich geifere und ich tobe nicht, ich sage Ihnen nur, dass Sie unehrlich sind. Ich geifere und ich tobe nicht. Mir gefällt das hier. Ich unterhalte mich prächtig.»

Während des erhitzten Meinungs austauschs mit den Journalisten bezeichnete er durchgesickerte Informationen aus Geheimdienstkreisen als «real». Die Berichte darüber seien jedoch «fake».

Am Tag zuvor hatte er seinem Verdruss in einer Reihe von Tweets an seine 25 Millionen Follower Luft gemacht:

«Die Fake-News-Medien drehen durch mit ihren Verschwörungstheorien und ihrem blinden Hass. @MSNBC & @CNN kann man nicht ansehen. @foxandfriends ist super!»

«Die Geheimdienste (NSA und FBI?) geben illegal Informationen an die serbelnden @nytimes & @washingtonpost weiter. Genau wie Russland.»

2 — Rundreise

Am Freitag reiste der Präsident nach North Charleston, South Carolina, wo er ein Boeing-Werk besuchte. Er sagte den Arbeitern, dass «es keinen fairen Wettbewerb» gebe, aber dass «Amerika anfängt, wieder zu gewinnen».

Am nächsten Tag flog der Präsident gemeinsam mit First Lady Melania in der Air Force One nach Melbourne, Florida, wo er am Abend an einer Kundgebung auftrat. Sie war von seiner Wahlkampforganisation ausgerichtet worden. Die örtliche Polizei schätzte die Menge auf etwa 9000 Personen. Trump sagte: «Ich bin hier, weil ich unter Freunden und unter



«Ich geifere und ich tobe nicht»: Trump.

dem Volk sein will.» Er kündigte einen neuen Erlass zur Flüchtlingspolitik für die nächsten Tage an.

Trump ging auch auf die Migrationskrise in Europa ein: «Seht, was in Deutschland passiert. Seht, was gestern Nacht in Schweden passiert ist. Schweden! Wer hätte das gedacht? Die Schweden haben viele Leute aufgenommen, und jetzt haben sie Probleme, wie sie es sich nie vorgestellt haben. Seht, was in Brüssel geschehen ist, was auf der ganzen Welt passiert. Schaut nach Nizza, schaut nach Paris.»

Die Bemerkungen lösten internationale Reaktionen aus, unter anderem vom ehemaligen schwedischen Ministerpräsidenten Carl Bildt. Am Sonntag erläuterte Trump seine Äusserungen in einem Tweet: «Meine Erklärung über die Vorgänge in Schweden bezog sich auf eine Geschichte über Immigranten & Schweden, die von @FoxNews ausgestrahlt wurde.»

Am Montag twitterte er: «Macht doch mal halblang – die FAKE-NEWS-Medien versuchen zu sagen, dass die Masseneinwanderung nach Schweden wunderbar läuft. NICHT!»

Trotz der Empörung über seinen Tweet, in dem er bestimmte Medien als «Feinde des Volkes» bezeichnete, setzte Trump seine Angriffe fort: «Die FAKE-NEWS-Medien (serbelnde @nytimes, @NBCNews, @ABC, @CBS, @CNN) sind nicht meine Feinde. Sie sind der Feind des amerikanischen Volkes.»

3 — Erneuerungen

Im Anschluss an die Kundgebung vom Samstag fuhr Trump ins «Mar-a-Lago», das er «Südliches Weisses Haus» nennt. Am Montag ernann-

«So wie Sie uns die Treue halten, werden wir unter Präsident Trump auch Ihnen stets die Treue halten.»

te er General H.R. McMaster zum Nationalen Sicherheitsberater und den interimistisch amtierenden Sicherheitsberater Keith Kellogg zum Stabschef.

Senator John McCain, der Vorsitzende des Streitkräfteausschusses, nannte McMaster «eine herausragende Wahl»: «Ich rechne Präsident Trump diese Entscheidung sowie seine anderen Berufungen ins nationale Sicherheitskabinett hoch an. Ich könnte mir kein besseres, fähigeres nationales Sicherheitsteam vorstellen.»

Am Sonntag traf der Präsident im «Mar-a-Lago» mit Gesundheitsminister Tom Price, dem Chef des Amtes für Verwaltung und Haushaltswesen, Mick Mulvaney, Stabschef Reince Priebus und dem Chefstrategen Steve Bannon zusammen, um eine Reform von Obamacare zu erörtern.

4 — Zusicherung

Unterdessen überbrachte Vizepräsident Mike Pence der Münchner Sicherheitskonferenz eine Solidaritätsbotschaft. Er erklärte: «Ich bringe Ihnen heute im Namen von Präsident Trump diese Zusicherung: Die Vereinigten Staaten von Amerika unterstützen die Nato mit aller Kraft und sind unerschütterlich in ihrer Verpflichtung für das Nordatlantische Bündnis. So wie Sie uns die Treue halten, werden wir unter Präsident Trump auch Ihnen stets die Treue halten.» ○



Zwischen Umsturz, Gründung der Sowjetunion und der Machtergreifung Stalins: «Der Bolschewik» von Boris Michailowitsch Kustodiev, 1920.



Ikone der Woche

Der Bolschewik

Von Beatrice Schlag

Die russische Revolution und ein bärtiger Revolutionär namens Wladimir Iljitsch Lenin – ist das wirklich erst hundert Jahre her? Heute scheint es weiter weg als das alte Rom. Dabei starrte damals nicht nur Russland, sondern mit ihm ein grosser Teil der übrigen Welt, der nicht zur vermögenden Klasse gehörte, auf St. Petersburg, damals in Petrograd umbenannt. Sollte die Diktatur des Proletariats eine Chance haben? Inzwischen weiss kaum noch einer unter sechzig, was ein Bolschewik war. Menschen über sechzig kennen das Wort noch als Verhöhnung eines ideologisch nervtötenden Bekannten, der sich unbeirrt Kommunist nannte, obwohl er an der Adria Ferien machte, nicht am Schwarzen Meer. Bevor die Bezeichnung im nichtkommunistischen Teil der Welt zum Schimpfwort wurde, bezeichnete Bolschewik schlicht einen Angehörigen der Mehrheit, die 1903 beim Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands in London für den von Lenin geforderten politischen Umsturz in der Heimat gestimmt hatte.

Seiner Zeit voraus

Das Bild des stolzen Bolschewiken mit den gewaltigen Stiefeln, dem Lenin-Bart und der unendlichen roten Fahne, der der Masse vorangeht, entstand 1920, in der kurzen Zeit zwischen Umsturz, Gründung der Sowjetunion und der

Die nicht zur vermögenden Klasse gehörende Welt starrte nach St. Petersburg, damals Petrograd.

Machtergreifung Stalins. Der damals 42-jährige Maler, Grafiker, Bühnenbildner und Buchillustrator Boris Michailowitsch Kustodiew, dessen Gemälde heute weitgehend vergessen sind, war ein begeisterter Anhänger der Revolution, der bis zu seinem Tod 1927 zahlreiche politisch motivierte Bilder und Plakate malte und entwarf. Fünfzig Jahre später hätte man ihn als Agitpropkünstler bezeichnet. Dass Zeiten grosser politischer Veränderungen nicht nur Hoch-Zeiten für Agitprop sind, belegt gegenwärtig die Londoner Ausstellung über russische Kunst während und nach der Revolution. Neben dem triumphierenden Bolschewiken zeigt sie Bilder von Kustodiews Zeitgenossen wie Marc Chagall und Wassily Kandinsky, die von einer Umwälzung erzählen, die weit über die Politik hinausging.

Revolution: Russian Art 1917–1932. Bis 17. April 2017 in der Royal Academy of Arts in London.



Die Bibel

Keine Sorge

Von Peter Ruch

Menschen werden mit allen möglichen Dingen und Tieren verglichen. Manche Vergleiche sind eine Ehre, andere ein Spott. Jesus vergleicht den Menschen mit den Vögeln des Himmels und den Lilien des Feldes. Der Vergleich ist wegen des poetischen Wortlauts berühmt. Zugleich ist er berüchtigt, weil er wie eine Anleitung zur Verantwortungslosigkeit klingt: *Sorgt euch also nicht um den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für sich selber sorgen. Jeder Tag hat genug an seiner eigenen Last* (Matthäus 6, 34). Es gibt Menschen, die diesem Rat nachleben, indem sie um gar nichts besorgt sind. Sie lassen sich von irgendwelchen Netzen, zum Beispiel vom Sozialstaat, auffangen. Sind vielleicht sie die wahren Kinder Gottes?

Ein Appell zur Untätigkeit würde freilich schlecht zur Bibel passen. Gemäss der Schöpfungsgeschichte soll der Mensch im Schweisse seines Angesichts sein Brot essen. Die Arbeit kommt auch in vielen Gleichnissen Jesu vor, und Paulus schreibt an die Thessalonicher den stacheligen Satz: *Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen* (2. Thessalonicher 3, 10). Dass man für sein Auskommen sorgt, ist also schon richtig.

Jesus geht es um die Restsorge. Trotz allem Eifer für eine sichere Zukunft bleibt eine Portion Ungewissheit. Sie bildet den Nährboden für die sorgenvolle Unruhe, die sich der Seele bemächtigen kann. Auch der Vergleich mit anderen Menschen treibt diese Unruhe an: Ich sehe, dass andere erfolgreicher und beliebter sind als ich. Jesus dreht nun meine Blickrichtung sanft von den Menschen, weg auf die freilebenden Vögel und die wildwachsenden Blumen. Verweile einen Moment und vergleiche dich mit ihnen! Du wirst dich irgendwann wundern, dass solches Leben möglich ist. Es muss einen geben, der für das Gedeihen sorgt. Und derjenige, der diese wunderbaren Phänomene hervorbringt und am Leben erhält, kennt und erhält auch dich. Nimm's also locker, und lass dir den Tag nicht vermiesen durch die Sorge um morgen. *Denn seid ihr nicht mehr wert als sie?* (Matthäus 6, 26).

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Geschichte

Kräuseln im Datenstrom

Was bleibt vom Glauben an das Individuum, wenn die Menschen Maschinen schaffen, die ihnen so überlegen sind wie die Menschen den Tieren? Der Historiker Yuval Noah Harari wirft in seiner Geschichte der Zukunft heikle Fragen auf. Von Markus Schär

Die Menschheit dürfte dereinst verschwinden, raunte der Philosoph im Schlusssatz seines Buches über die Ordnung der Dinge, «wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand». Was der französische Meisterdenker Michel Foucault 1966 schrieb, konnte sich damals noch kaum jemand vorstellen. Heute können es sich alle ausdenken, wenn sie etwa vom amerikanischen Futuristen Raymond Kurzweil hören, er erwarte für das Jahr 2045 die Singularität: das Verschmelzen der Menschen mit den Maschinen. Was bleibt dann vom Humanismus, also vom Glauben an die Menschheit als Krone der Schöpfung? Fünfzig Jahre nach Michel Foucault denkt Yuval Noah Harari über dieselbe Frage nach.

Einführungskurs zur Welthistorie

Der vierzigjährige Historiker aus Jerusalem ist ein Star wie der 1984 verstorbene Philosoph aus Paris, nicht nur in höheren Zirkeln, sondern auch beim breiten Publikum. Denn er be-

Wie schaffte es eine unbedeutende Affenart, sich die ganze Welt zu unterwerfen?

weist, dass sich selbst die tiefgründigsten Gedanken mit anschaulichen Beispielen und eingängigen Erzählungen quer durch die Menschheitsgeschichte entwickeln lassen. Yuval Harari machte sich zuerst einen Namen als Militärgeschichtler, mit Studien über Kriegserinnerungen oder Kreuzzüge. Als junger Dozent an der Hebräischen Universität aber gab er, weil sich die gestandenen Kollegen zierten, den Einführungskurs zur Welthistorie. Und er kam dabei auf so originelle Ideen, dass er die ganze Geschichte seit Adam und Eva, also seit Homo sapiens vom Baum der Erkenntnis an, in ein Buch presste.

«Eine kurze Geschichte der Menschheit» brachte ihm 2011 in Israel viel Ruhm. Das Buch liegt jetzt in dreissig Übersetzungen vor, und es steht immer noch auf Bestsellerlisten, auch in der Schweiz. Dazu trug nicht zuletzt Facebook-Gründer Mark Zuckerberg bei, der den 38 Millionen Followern in seinem Buchklub die Lektüre empfahl. Angesichts des weltweiten Lobes für den pfiffigen Geschichtslehrer aus Jerusalem drängte sich eine Fortsetzung auf. Sie kam im letzten Herbst auf Englisch heraus;

jetzt gibt es sie auch auf Deutsch. Sie bietet – wie könnte es anders sein – eine kurze «Geschichte von Morgen». Und die Fortsetzung ist mindestens so gut wie der erste Wurf.

Wer den Bestseller kennt, findet einige Gedanken wieder – und lässt sich gerne nochmals darauf ein. Denn Yuval Harari will zeigen, «wie der Humanismus zur vorherrschenden Weltreligion wurde», und davor warnen, dass der Versuch, im 21. Jahrhundert den humanistischen Traum zu verwirklichen, zu dessen Zerfall führen dürfte. Dafür muss er wie in der «Kurzen Geschichte der Menschheit» Antworten auf die entscheidenden Fragen geben: Wie schaffte es eine unbedeutende Affenart, sich die ganze Welt zu unterwerfen? Was zeichnet also Sapiens gegenüber allen anderen Wesen aus?

Als Veganer klagt der Universalhistoriker an, wie die Menschen mit den Tieren umgehen, vor allem in der industriellen Produktion von Eiern, Milch und Fleisch. Denn eine Muttersau in ihrem Kastenstand, in dem sie sich nicht drehen kann, leidet unter der Trennung von ihren Ferkeln wie eine menschliche Mutter. Bewusstsein und Gefühlsleben zeichnen nämlich nicht allein Sapiens aus. Er ist vielmehr auch nur ein Algorithmus, also «eine methodische Abfolge von Schritten, mit deren Hilfe Berechnungen angestellt, Probleme gelöst und Entscheidungen getroffen werden können»: Was wir denken, fühlen und machen, lässt sich heute als Output von elektrischen Impulsen und biochemischen Reaktionen verstehen. Mit allem, was darüber hinausgeht, tut sich die Wissenschaft weiterhin schwer. Es gibt keinerlei Beleg dafür, weiss der Tierfreund, «dass Sapiens im Gegensatz zu Schweinen über eine Seele verfügen».

Rettung für die moderne Gesellschaft

Was also unterscheidet den Menschen vom Tier? Es ist nicht das Bewusstsein oder zumindest das Bewusstsein seiner selbst, auch nicht das Herstellen von Werkzeugen, wie Paläoanthropologen meinen. Es ist die Fähigkeit zur Zusammenarbeit, und zwar flexibel, nicht nach genetisch codierten Regeln wie bei den Bienen oder auch den Wölfen: «Dies erklärt unsere Herrschaft über den Planeten Erde.» Nur die Menschen können mit Tausenden Fremden zusammenarbeiten. Denn nur sie – auch dies ein Thema aus der «Kurzen Ge-



Geschichtsschreiber der Zukunft: Harari, 40.

schichte der Menschheit», das der Historiker vertieft – erfinden Geschichten über Götter, Nationen oder Unternehmen, die Zusammenhalt schaffen: «Jede menschliche Zusammenarbeit im grossen Stil beruht letztlich auf unserem Glauben an erfundene Ordnungen.»

Diese Ordnungen boten bis vor 300 Jahren fast nur die Religionen. Seit der Aufklärung aber setzten sich die Humanisten mit ihrem «revolutionären Glauben» durch. Das bedeutete, wie Yuval Harari mit unübertrefflicher Klarheit darlegt: «Gab traditionell der grosse kosmische Plan dem Leben der Menschen einen Sinn, so kehrt der Humanismus die Rollenverteilung um und geht davon aus, dass die Erfahrungen der Menschen dem grossen Kosmos einen Sinn verleihen. Dem Humanismus zufolge müssen die Menschen aus ihren inneren Erlebnissen nicht nur den Sinn für ihr eigenes Leben beziehen, sondern auch den Sinn für das gesamte Universum.» So rettete der Humanismus die moderne Gesellschaft, «denn ohne Sinn lässt sich unmöglich Ordnung aufrechterhalten».

Nicht dass die Menschen den Glauben an Gott verloren, sieht der Historiker als die eigentliche Revolution der Moderne, sondern dass sie den Glauben an die Menschheit gewannen. In den liberalen Gesellschaften von heute dreht sich alles um das Individuum mit

seinem Streben nach Glück. In der Politik: «Der Wähler weiss, was am besten ist.» In der Ökonomie: «Der Kunde hat immer recht.» In der Ästhetik: «Schönheit liegt im Auge des Betrachters.» Oder in der Moral: «Wenn es sich gut anfühlt, dann tu es!»

Transhumanismus und Dataismus

Das heisse allerdings, schreibt Yuval Harari, der seinen Lebensgefährten in Kanada heiraten musste, weil Israel die Schwulenehe nicht erlaubt: Auch der Humanismus mit seinem Glauben an Freiheit und Menschen-

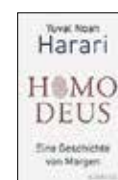
Die Entwicklungen könnten den Glauben an das einzigartige Individuum obsolet machen.

rechte sei eine Religion, das Ich nur «eine erfundene Geschichte, genauso wie Nationen, Götter und Geld». Und die Frage stellt sich: Was geschieht mit dem Humanismus, wenn die Menschen Maschinen schaffen, die ihnen als Algorithmen so überlegen sind wie die Menschen den Tieren?

Der Historiker masst sich – entgegen dem Titel des Buches – nicht an, die Geschichte des Morgens zu schreiben. Aber er wirft die Fragen auf, über die wir nachdenken müssen,

um diese künftige Geschichte zu gestalten – vor allem jene, wohin die beiden vorherrschenden Religionen von heute führen: einerseits der Transhumanismus, der den Menschen dank Ersatzteilen, Eingriffen ins Genom und Verschmelzung mit Maschinen Unsterblichkeit verheisst, andererseits der Dataismus, der mit seinen digitalen Strömen ein universales Bewusstsein verspricht. Denn diese Entwicklungen könnten den Glauben an das einzigartige, wertvolle Individuum obsolet machen.

Einige Kritiker halten Yuval Harari deshalb für einen Misanthropen. Der Geschichtsschreiber der Zukunft, der das Buch seinem verstorbenen Meditationslehrer widmet, weil er ihm Konzentration, Frieden und Erkenntnis verdanke, will aber nur warnen. Rückblickend betrachtet, schreibt er, an Foucault erinnernd, könnte die Menschheit dereinst «nichts weiter gewesen sein als ein leichtes Kräuseln im grossen kosmischen Datenstrom».



Yuval Noah Harari: Homo Deus. Eine Geschichte von Morgen.
C. H. Beck. 576 S., Fr. 29.–

«Schönheit kann eine schreckliche Last sein»

Seine Kundschaft trägt Nachnamen wie Kardashian, Kidman oder Ford: Peter Savic, Friseur der Hollywood-Stars, über die Lüge der Authentizität und die Gefahr grosser Eitelkeiten. *Von Sven Michaelsen*

In «Antonio's Restaurant» an der Melrose Avenue in West Hollywood treffen sich seit 47 Jahren jene Stars aus der Film- und Musikindustrie, die mexikanisches Essen mögen und keine Figurprobleme zu beklagen haben. Peter Savic, dünn wie ein Streichholz und wie immer mit einem Piratentuch um den Kopf, entscheidet sich an diesem Abend für Quesadillas mit Poulet und Enchiladas Rancheras mit Guacamole, zusammen gut 3000 Kalorien. Die Wände des Restaurants sind mit knapp hundert signierten Fotos von Hollywood-Stars dekoriert. «Der Hälfte von diesen Leuten», sagt Savic, auf die Bilder deutend, «habe ich schon mal die Haare gemacht.»

Der Musiker Kanye West, ein guter Bekannter von Ihnen, fühlte sich kürzlich bei einem TV-Auftritt so schlecht behandelt, dass es hinter den Kulissen aus ihm herausbrach: «Sind die wahnsinnig? Mann, ich bin fünfzig Prozent einflussreicher als Stanley Kubrick, der Apostel Paulus, Pablo Picasso und Pablo Escobar.» Wie ist es, tagein, tagaus derart hysterische Ego-Bomben zu frisieren?

Ich bin pünktlich und denke an meine Arbeit. Sollen alle machen, was sie wollen.

Sie frisieren Kim und Kourtney Kardashian für die amerikanische Reality-Soap «Keeping Up with the Kardashians». Wie sind die beiden zu Ihnen?

Sehr nett.

Wenn Sie von Ihrer Kundschaft erzählen, scheint es für Sie nur sechs Kategorien zu geben: ganz nett, nett, wirklich nett, sehr nett, total nett und unglaublich nett. Ist es nicht ein Kinderglaube, dass Stars ohne ihre Masken gute Menschen sind?

Ob Sie es glauben oder nicht, diese Leute sind wirklich nett zu mir. Wenn Sie mit Schmerzen zum Zahnarzt gehen, kommen Sie ja auch nicht auf die Idee, diesen arrogant oder abfällig zu behandeln. Diese Leute wollen etwas von mir, was für sie sehr, sehr wichtig ist. Nirgendwo sind die Augen schärfer auf Entlarvung trainiert als in Hollywood, und die sezierenden Blicke beginnen meist bei den Haaren. Jeder Star weiss, dass seine Haare Teil seines Arbeitsmaterials sind, und entsprechend respektvoll werde ich behandelt.

Zu Ihren Kundinnen zählen Berühmtheiten wie Sharon Stone, Lady Gaga, Christina Aguilera, Tina Turner, Diana Ross,

Kim Basinger, Céline Dion, Cameron Diaz, Hilary Swank und Nicole Kidman. Gibt es Stars, bei denen Sie sich geschworen haben: «Diese elende Nervensäge – nie wieder»?

Ja, aber diese Stars kann ich an einer Hand abzählen. Es sind ausschliesslich Frauen. Sie wollten natürlich aussehen, aber gleichzeitig nicht so, wie sie aussehen. Dass ich ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen konnte, liess sie fies werden. Ich habe in Hollywood schnell gelernt, dass Zickigkeiten und Allüren kein Zeichen von Glamour und grossem Selbstbewusstsein sind. Dahinter stecken Unsicherheit und Angst. Nur wer wenig Selbstvertrauen hat, muss ein Rieseng-Ego vorsich hertragen und anderen den Tag verderben.

Der Schriftsteller André Gide schrieb: Einen Dichter seiner Werke wegen zu lieben und ihn dann persönlich kennenzulernen, das sei manchmal so, wie Gänseleber-

«Stars erfüllen in der Wirklichkeit selten, was wir uns von ihnen versprechen.»

pastete zu lieben und hinterher die Gans kennenzulernen. Enttäuschen Stars aus der Nähe?

Stars erfüllen in der Wirklichkeit selten, was wir uns von ihnen versprechen. Das ist aber nicht ihre Schuld. Sie sind Produkte unserer Sehnsucht, sie sind unsere Erfindung. Wir projizieren in Stars hinein, wie wir selber gern wären. Steht man ihnen dann gegenüber, merkt man, dass ihre Selbstwahrnehmung oft anders ist als ihre Selbstdarstellung. Die wenigsten Stars leuchten von innen. Sie brauchen Scheinwerfer, um zu leuchten.

Finden sich schöne Menschen so schön, wie sie tatsächlich sind?

Das Geheimnis wirklich schöner Menschen ist, dass sie kein Bewusstsein ihrer Schönheit haben. Sobald jemand auf sein Aussehen schielt und es wie ein Kapital einsetzt, verfliegt der Zauber, und man spürt die Selbstzweifel: «Wie lange bin ich noch schön? Und was kommt dann?» Bei vielen merkt man, wie anstrengend Schönheit sein kann, wie ausgelaugt man sich fühlt, wenn wieder ein Tag vorbei ist, an dem sich wildfremde Leute den Hals verrenkt haben, nur um zu sehen, wie man sein Auto parkiert oder ein Restaurant betritt.

Was ist gemäss Ihrer Erfahrung das Anstrengendste am Star-Sein?

Dass man gezwungen ist, so zu tun, als sei man glücklich, weil die Leute sonst sagen: «Dieser Mensch hat doch alles. Warum beklagt der sich? Der sollte mal mein Leben kennenlernen!» Es kostet eine Menge Energie, für andere glücklich auszusehen, wenn man es nicht ist. Aber viele Stars werden von der Überzeugung angetrieben, dass Berühmtheit wichtiger ist als Glück. Für Menschen wie mich machen die gewöhnlichen Augenblicke das Leben aus. Stars dagegen brauchen das Rampenlicht und Aufmerksamkeit, um sich lebendig zu fühlen. Deshalb schwanken sie ständig zwischen Hochstimmung und Depression.

Verdirbt Schönheit den Charakter?

Schönheit kann eine schreckliche Last sein, weil ein schöner Mensch tief im Inneren nie weiss, warum er Erfolg hat. Liegt es an der eigenen Leistung oder nur am Aussehen? Wegen dieses Zwiespalts sind schöne Menschen oft unsicher und komplexbeladen – und das macht den Umgang mit ihnen anstrengend. Auf der anderen Seite gibt es kaum etwas Grossartigeres als die unbändige Fröhlichkeit, die jemand empfindet, weil er schön ist. Die Freude eines Menschen, der sich jeden Morgen im Spiegel begrüsst und die Menschheit dazu beglückwünscht, dass er am Leben ist, wirkt ansteckend.

Muss man den bösen Blick haben, um auf Anhieb zu erkennen, was auf dem Kopf eines Menschen nicht stimmt?

Nein. Für gute Ideen ist es viel produktiver, die Menschen zu mögen und Schönheit zu lieben. Der böse Blick ist etwas für Leute, die Enthüllungsromane schreiben.

Welche menschlichen Qualifikationen muss ein Star-Friseur haben?

Es kann immer nur ein grosses Ego im Raum geben. Deshalb muss man die Fähigkeit haben, die Luft aus sich rauszulassen und so zu sein, wie der andere es gerade braucht. Dann gilt man als *easy-going*, und das ist eines der grössten Komplimente, die es in Hollywood gibt.

Sind Sie nervös, wenn Sie einen Weltstar frisieren?

Nein, überhaupt nicht. Das letzte Mal nervös war ich 1985 bei Grace Jones. Sie ist mein Idol. Stars machen die Erfahrung, dass ihr Ruhm bei ihren Mitmenschen eine Verhaltensstörung auslöst. Man begegnet ihnen



«Es kann nur ein Ego geben»: Savic' Cover-Models Lady Gaga, Demi Moore, Salma Hayek u. a.

mit übertriebener Ehrfurcht oder krasser Neugier. Deshalb ist man gut beraten, sich so ruhig und normal wie möglich zu verhalten. Das entspannt den Star.

Warum gibt es in Ihrem Metier kaum weibliche Stars?

Keine Ahnung. Warum werden achtzig Prozent der in Paris gezeigten Modekollektionen von schwulen Männern designt? Auch das kann einem niemand erklären.

Sie haben lange für Tina Turner gearbeitet. Über sie heisst es, dass sie kaum noch Haare habe.

Sie hat, was sie hat. Ich mag darüber nicht reden. Das ist etwas Privates.

Von Naomi Campbell gibt es Fotos, die zeigen, dass sie kaum noch Haare hat. Woran liegt das?

Vom strammen Einflechten künstlicher Haare gehen die natürlichen Haare kaputt. Dagegen kann man nichts machen.

Sie frisieren auch Männer, darunter Mick Jagger, Tom Hanks, Sylvester Stallone, Johnny Depp, Richard Gere, Tom Cruise, Michael Douglas, Warren Beatty und Harrison Ford.

Auf diesen Teil meiner Arbeit habe ich weniger Lust. Wenn du einem Mann die Haare schneidest, will er, dass du ihm die nächsten zehn Jahre alle drei Wochen die gleiche Frisur machst. Kaum einer möchte neue Looks ausprobieren. Das macht dich auf Dauer hirntot. Es ist viel spannender, dem schwarzen Modellek Alek Wek eine blonde Cäsar-Perücke aufzusetzen. Dafür bin ich Friseur geworden.

Wie kommt ein an Moden uninteressierter Mann wie Harrison Ford auf Sie?

Er ist mit Calista Flockhart verheiratet, und die kenne ich seit einer Ewigkeit. Sie hat ihn zu mir geschickt, weil sie seine Frisur zu konventionell fand. Ich habe seine Haare kürzer und strubbeliger geschnitten und nach vorn frisiert. Diesen Stil hat er beibehalten. Mein Liebling unter den männlichen Kunden ist Warren Beatty. Den würde ich als Freund bezeichnen. Er gehört zu den Stars, die dich zum Abendessen zu sich nach Hause einladen.

Sie sehen Menschen dabei zu, wie sie sich im Spiegel betrachten. Was unterscheidet Männer von Frauen?

Frauen sehen im Spiegel ihre Makel und fokussieren darauf. Männer gucken, ob jemand guckt, und schauen sich erst dann genauer an – meist ziemlich selbstzufrieden.

Wie hat sich Ihr Gewerbe in den letzten Jahren verändert?

So wie die übrige Welt: Talent ist unwichtiger geworden, entscheidend ist, wer am wenigsten kostet. Wenn du neu bist, wird man versuchen, dich für nichts zu bekommen. Ich habe nie wieder so viel verdient wie in den achtziger und neunziger Jahren. Die

Das Durcheinander namens Leben

Sicherste Favoritin für einen Oscar: Bühnen- und TV-Star Viola Davis. Völlig zu Recht. Man kann sich an der Frau nicht sattsehen. Von Beatrice Schlag

Es ist kein schöner Anblick, wenn einer Frau vor Verzweiflung nicht nur die Tränen aus den Augen schiessen, sondern auch der Rotz aus der Nase läuft. In der besten Szene von «Doubt» (2008) wischt Viola Davis als Mutter eines vermutlich von einem Priester missbrauchten Kindes ihre tiefende Nase viel später ab, als es sich die Nonne ihr gegenüber und auch der Zuschauer gewünscht hätten. Auch deswegen bleibt die Szene unvergesslich. Vor allem aber wegen Danis' furchtbaren Flehens, ihr Kind in der Klosterschule lassen zu können, wo es möglicherweise missbraucht werde, aber nicht mehr dem prügelnenden Vater ausgeliefert sei. Die Szene trug der damals weithin unbekanntenen 43-jährigen Schauspielerin ihre erste Oscar-Nominierung als beste Nebendarstellerin ein.

«Doubt», ein mit Philip Seymour Hoffman und Meryl Streep hochgradig besetzter Film über einen Priester und eine Nonne, die Ersteren des Kindsmisbrauchs verdächtigt, war kein Kassenerfolg – zu Unrecht. Aber das Thema war zu deprimierend für einen frohen Abend im Kino. Meryl Streep gewann für die Rolle einen ihrer unzähligen Oscars. In ihrer Dankesrede sagte sie über Viola Davis: «Ihre Begabung ist gigantisch. Herrgott, jemand soll ihr einen Film geben!»

Ungeschöntes Innenleben

Seither hat Viola Davis in 21 Filmen mitgespielt, meist in Nebenrollen. Nur in einem einzigen, dem Kassenerfolg «The Help» (2011) über schwarze Dienstboten in Mississippi der sechziger Jahre, spielte sie die Titelrolle, wurde dafür erneut für einen Oscar nominiert und galt als Favoritin. Aber die Statue ging einmal mehr an Meryl Streep, in jenem Jahr für ihre Rolle als «The Iron Lady».

Am kommenden Sonntag, ein Jahr nach den lautstarken Protesten gegen die Academy und deren Bevorzugung von weissen Künstlern, wird Viola Davis die Auszeichnung nach einhelligen Ergebnissen der Publikums- und Kritikerumfragen für ihre Rolle als Ehefrau von Troy Maxson



Denzel Washington und Viola Davis in «Fences».

(Denzel Washington) in «Fences» endlich erhalten. Nicht nur als Abbitte für den ihr vor fünf Jahren versagten Oscar. Auch nicht aus politischer Korrektheit. Sondern weil Viola Davis inzwischen weltberühmt ist. Als skrupellose Anwältin Annalise Keating in der TV-Serie «How to Get Away with Murder» ist die Schauspielerin auch denen ein Begriff, die selten ins Kino gehen.

Tatsache ist: Man kann sich an der Frau nicht sattsehen. Sie getraut sich unglaublich viel: Frechheit, Peinlichkeit, Arroganz, unterwürfige Bedürftigkeit. «Was sich jeder Künstler wünscht, ist, Kunst mit dem heillosen Durcheinander namens Leben verbinden zu können», sagt Viola Davis dazu. «Ich hatte tolle Filmrollen, aber ich war nicht die Show. Die meisten Rollen waren Einladungen zu wunderbaren Partys, bei denen ich nur der Wand entlangstrich. Ich wollte die Show sein, kühn, ausserhalb eines Bereichs, in dem mir wohl ist. Annalise Keating ist kühn.»

Das Bedürfnis, als Schauspielerin ungeschönt das Innenleben ihrer Figuren darzustellen, erklärt Viola Davis mit ihrer Herkunft: schwarz, arm, nicht kriminell – sie gehört zu einem Teil der amerikanischen Bevölkerung, der ausser bei Statistikern kaum je Interesse weckt. Davis, zweitjüngstes von sechs Kindern eines alkoholkranken Pferdepflegers und einer Mutter, die

neben ihrer Beanspruchung in der Familie als Dienstmädchen arbeitete, sagt, Armut könne sich nur vorstellen, wer sie erlebt habe. Sie mache unsichtbar. Sie wuchs in einem Kaff in Rhode Island auf, als Teil einer der ersten schwarzen Familien, die dorthin zogen.

Wie Hustensirup

Davis war Bettnässerin bis vierzehn. Wie ihre Geschwister, erzählte sie dem *New Yorker*, sei sie gut gewesen in der Schule, «aber wir rochen, ich stank nach Urin. Wir hatten nicht genug Geld, um die Kleider oft genug zu waschen. Elektrizität, Seife und warmes Wasser waren nur sporadisch vorhanden.» In der Schule wurde ihnen Hygieneunterricht erteilt. «Zu erzählen, warum wir rochen, war keine Option. Wir schämten uns. Wir sassen einfach mit gesenkten Köpfen da.» Wenn der Vater die Mutter prügelte, verzogen sich die Kinder zu den Nachbarn oder lungerten

in Läden herum. Weggehen kam für die Mutter nicht in Frage. Ihre eigene Mutter, die Grossmutter, die Tanten hatten dasselbe erlebt. Das Leben war kein Märchen.

Viola Davis und ihre Schwester Deloris spielten im Schülertheater und gewannen dafür einen Baseballschläger aus Plastik, mit dem sie daheim die Ratten totschiessen. Viola erhielt dank ihrem Talent erst ein Stipendium des Rhode Island College, dann wurde sie von der Juilliard School aufgenommen, einer der renommiertesten Kunsthochschulen der USA. Es sei wie Hustensirup gewesen, sagte sie später, unerfreulich, aber nützlich.

Sie habe gelernt, wie sie von aussen wahrgenommen werde. Dass sie irische und schottische Akzente lernen musste, obwohl klar war, «dass ich immer nur Schwarze, bestenfalls Jamaikanerinnen spielen würde», empfand sie als «etwas eurozentrisch». Drei Jahre nach ihrem Abschluss an der Juilliard wurde sie in New York mit einem Tony als beste Bühnenschauspielerin geehrt. Das war 2001. Sechzehn Jahre und eine TV-Serie später ringt sich die Academy voraussichtlich zu einem Oscar durch.

Die Oscar-Verleihung findet in der Nacht von Sonntag auf den Montag statt.

Honorare sind seither um vierzig Prozent gesunken.

Was kosten Sie?

Wenn ich für Magazine wie *Vogue* oder *Harper's Bazaar* arbeite, verdiene ich nur 200 Dollar am Tag, aber dafür steht mein Name da, und das ist die beste Werbung, die es in meiner Branche gibt.

Was kostet es, wenn ein Star Sie zu sich nach Hause kommen lässt?

Um die 1500 Dollar.

Sie haben kaum Spuren im Netz oder in Pressearchiven hinterlassen. Wie alt sind Sie?

Älter als Jesus Christus. Mein Alter hat nichts mit mir zu tun. Deshalb antworte ich auf diese Frage nicht.

Ist Peter Savic ein Künstlername?

Savic stimmt. Peter ist nicht mein richtiger Name. Aber wie ich heisse, tut nichts zur Sache.

Man sagt, dass Sie aus dem ehemaligen Jugoslawien stammen. Wo genau sind Sie aufgewachsen?

In einem Dorf im Norden von Serbien. Mit fünfzehn bin ich mit meiner Mutter nach Wien gezogen – man kann auch sagen: Wir sind in panischer Angst vor meinem prügelnden Vater geflohen. (*Savic beginnt zu weinen.*) Es heisst, er sei Anfang der achtziger Jahre gestorben, aber mir ist egal, was aus ihm geworden ist. Als ich in Wien Deutsch lernte, öffnete sich etwas in meinem Kopf. Ich wollte mich sichtbar machen, und die Leute sagten, ich hätte eine kreative Ader. Nach drei Jahren Friseurschule bekam ich einen Fuss in die Modesezene. Ich war der Erste in Wien, der Leuten die Haare grün, gelb und blau färbte. Da es keine professionellen Färbemittel gab, benutzte ich farbige Tinte. Als Helmut Lang seine erste Fashion-Show hatte, habe ich seinen Models die Haare gemacht.

Nach einer zweijährigen Durststrecke arbeiteten Sie mit Fotografen-Stars wie Matthew Rolston, Herb Ritts, Ellen von Unwerth, Steven Meisel, Annie Leibovitz, Peter Lindbergh, Jean-Baptiste Mondino, Helmut Newton und Terry Richardson.

Wie sind Sie in diese Liga gekommen?

Der Startschuss war, dass Herb Ritts mir 1985 Madonna vorstellte. Mir bedeutete sie nichts, weil ich klassische Musik liebe, aber wir brannten beide darauf, mit neuen Looks zu experimentieren – von roten und silbernen Perücken bis zu orangefarbenen oder dunkelbraunen Haaren mit einer weissen Strähne. Für das Video zu «Live to Tell» machte ich ihr eine blonde Lockenfrisur im Stil von Marilyn Monroe, für das Video zu «Open Your Heart» färbte ich ihre Haare weiss, für David Finchers Video zu «Express Yourself» schnitt ich ihre Haare extrem kurz. Als ihre «Blond Ambiti-

on»-Tournee begann, machte ich ihr einen Pferdeschwanz. Sechs Jahre lang waren wir unzertrennlich. Ich reiste mit ihr und versorgte sie mit arabischer Volksmusik. Die hat sie geliebt. Ich war beeindruckt, wie gebildet sie ist. Sie wusste, wer Zarah Leander und Leni Riefenstahl gewesen waren, und hatte alle Filme von Fritz Lang und Friedrich Wilhelm Murnau gesehen.

Madonna steht im Ruf, die Brücken zu ihren Mitarbeitern von einem Tag auf den anderen abubrechen. Erging Ihnen das auch so?

Ja. Fast alle Stars hinterlassen verbrannte Erde. Wenn du dir ein neues Image zulegst, magst du dich nicht länger mit Menschen umgeben, die dein altes kennen. Sonst würdest du dir wie ein Schauspieler vorkommen. Ich habe gelernt, es nicht persönlich zu nehmen, wenn mich jemand nicht mehr bucht. Wer das auf sich bezieht, gerät in eine Abwärtsspirale aus Verunsicherung und Selbstzweifeln.

In Deutschland heisst es, dass Friseure auch Beichtväter und Klatschbörsen sind. Wie intim sind Sie mit Ihrer Kundschaft?

Intim? In den alten Zeiten war es oft so, dass einen der Star im Spiegel anschaute und man sich austauschte. Heute schauen die Leute auf das Display ihres Smartphones und checken Instagram, E-Mails und WhatsApp-Nachrichten. Ich störe sie dabei nicht und mache meine Arbeit. Es ist, als wäre jeder auf seiner eigenen Strasse unterwegs.

Sind Sie mit Kunden befreundet?

Mein absoluter Liebling war Amy Winehouse. Sie hatte das grösste Herz von allen. Christina Aguilera, Kim Basinger und Sophia Loren sind wie Familie für mich. Sophia habe ich schon als kleiner Junge in Jugoslawien verehrt. Als wir uns Mitte der achtziger Jahre kennenlernten, fragte sie mich, ob ich Zigeuner sei. So kamen wir ins Gespräch. Sie liebte Jugoslawien und war mit Tito befreundet gewesen. Die beiden haben viele Sommer in Titos Sommerresidenz auf der Adria-Insel Brioni verbracht. Später lud mich Sophia zu sich nach Rom ein und stellte mir ihre Kinder vor. Sie kochte für uns und zeigte mir ihren wunderschönen Rosengarten. Sie ist die einzige Frau, die ich kenne, bei der der Glamour Teil der Person geworden ist.

Was war der bewegendste Moment Ihres Friseurlebens?

Ich habe zwanzig Jahre lang unzählige Looks für Diana Ross kreiert: blond, violett, weinrot, Kurz- und Langhaarperücken. Als sie in der Wiener Stadthalle ein Konzert gab, nahm ich meine Mutter mit. Mitten in einem Song kam Diana von der Bühne runter, ging zu unserer Reihe und stellte uns vor. Das Spotlight war auf unsere Gesichter gerichtet. In diesem Moment fing meine Mutter an zu weinen. ○

Rock

Arbeit am Mythos

Krokus unter Klassikern.

Mittlerweile feilen sie an ihrem Denkmal, Arbeit am eigenen Mythos. Zu Recht. Die Leute um Bandleader Chris von Rohr, Fernando von Arb, Sänger Marc Storace und Mark Kohler, standen in den achtziger Jahren vor dem Absprung in den Weltruhm, 15 Millionen verkaufte Tonträger, volle Stadien in den USA und Grossbritannien. Keine anderen Schweizer haben ihnen das bis heute nachgemacht.

Dann folgte der Absturz, die Kernschmelze, schliesslich die Wiederauferstehung. Es ist ein Wunder und eigentlich grossartig, dass die vier Musiker aus der Urformation und ihr neuer junger Drummer Flavio Mezzodi heute wieder auftreten und regelmässig Alben produzieren wie der unzerstörbare Woody Allen Filme.

Gute Traditionen müssen hart errungen werden. Kritiker rümpfen wie seit Jahrzehnten die Nase auch über das jüngste Werk, «Big Rocks», eine gitarrengehärtete Hommage an



Verneigung vor den Wurzeln: Storace (l.), von Rohr.

die Klassiker des Rock seit fünfzig Jahren. Mit Ausnahme von AC/DC-Nummern, die man einfach nicht überbieten kann, liefern Krokus neu verpackte Meilensteile.

Es ist eine Verneigung vor den Wurzeln, auch eine Zeitreise und Geschichtsstunde, durchaus ehrfurchtsvoll eingespielt, die den interessanten Effekt erzielt, dass das intensivste und elektrisierendste Stück ganz am Schluss kommt: «Back Seat Rock 'n' Roll», eine Eigenkomposition der Band aus ihrer Glanzzeit vor bald vierzig Jahren.

Gibt es ein schöneres Kompliment als die Feststellung, dass der selbstgemachte Song in einer Reihe mit Hits wie «My Generation», «The House of the Rising Sun» oder «Whole Lotta Love» nicht nur bestehen, sondern glänzen kann? Krokus rocken längst auf ihrer eigenen Umlaufbahn, und man wünscht diesen bewundernswerten Überlebenden ihres Untergangs noch eine möglichst lange und produktive Zukunft. (RK)

Krokus: Big Rocks. Sony Music

Marcos de Quinto

Der Coca-Cola-Marketingchef ist verantwortlich für das grösste Werbebudget der Welt.

Von Mark van Huisseling



«Nicht exactly die Lage»: Coca-Cola-Manager de Quinto, 58.

Coca-Cola erinnert an gedruckte Zeitschriften – die meisten Leute sagen, es sei grossartig, aber immer weniger kaufen es ...» – «Nein, das ist nicht *exactly* die Lage. [Die] Coca-Cola [Company] wächst, seit es erfunden wurde vor 131 Jahren. Vielleicht sehen Sie einzelne Märkte, wo Coca-Cola nicht wächst. Doch die Firma ist auch vergangenes Jahr gewachsen, und zwar stärker als in den Vorjahren. Es gibt kein Coca-Cola-Wachstumsproblem.» (Das Unternehmen veröffentlicht das sogenannte organische Wachstum, ohne Währungseffekte und Firmenzukäufe respektive -verkäufe – dieses betrug im dritten Quartal 2016 plus drei Prozent. Die Nettoverkäufe nahmen dagegen um sieben Prozent ab; Quelle: CNBC.com.) «Sie sprechen vom organischen Wachstum, wie sieht es aus mit dem Gewinn?» – «Ich spreche auch von der verkauften Menge. Mit der europäischen Perspektive meint man, die Welt stecke in einer Krise, weil Europa eine Krise hatte. Das ist nicht so. Die Mittelklasse in Indien oder China wächst, sie boomt. Was man sagen kann: Das Wachstum ist ungleich verteilt.» (Der Gewinn je Coca-Cola-Aktie lag im dritten Quartal 2016, per 30. 9., 18 Prozent tiefer als im zweiten Quartal.)

Marcos de Quinto, 58, ist Chief Marketing Officer der Coca-Cola Company. Der Spanier arbeitet seit 1982 – abgesehen von einem zwei-

jährigen Unterbruch – für den amerikanischen Getränkehersteller aus Atlanta; er kann als operative Nummer drei des Unternehmens bezeichnet werden, nach Muhtar Kent, CEO, und James Quincey, dem britischen Chief Operating Officer. De Quinto ist seit Anfang 2015 oberster Coca-Cola-Marketingchef und der Verantwortliche für das grösste Werbebudget der Welt – zirka drei Milliarden Dollar jährlich. Dieses Gespräch fand in Zürich statt, wo er sich aufhielt, um die neue sogenannte «One Brand Strategy» vorzustellen. Dabei geht es darum, dass das Sortiment – Coke Original, Light, Zero und Life – unter dem Dach einer Marke mit verschiedenen Varianten zusammengeführt wird (Presstext). In meinen Augen ist das Ziel, Coke Original weniger stark als Getränk, das viel Zucker enthält, zu positionieren, ohne die Wichtigkeit der bekanntesten Sorte in Frage zu stellen. Marcos de Quinto ist Vater von drei Söhnen, er lebt in Atlanta.

Trends und Gegentrends

«Man stellt weltweit fest: Über die Einnahme von zu viel Zucker wird streng geurteilt, und kohlenstoffhaltige Getränke sind nicht mehr so beliebt. Wie wollen Sie in dieser Grosswetterlage mehr Coca-Cola verkaufen?» – «Was ich sage, mag politisch nicht korrekt sein: Manchmal soll man als Vermarkter [eines Pro-

dukts] nicht hören, was Verbraucher sagen, sondern schauen, was sie tun. Man meint, es gäbe diese beiden generellen Trends – die Einnahme von Zucker zu begrenzen und eher natürliche Produkte zu bevorzugen. Wenn das so ist, weshalb wächst dann der Absatz von Starbucks Frappuccino und anderen stark gezuckerten Getränken wie Monster oder Red Bull [sogenannten Energy-Drinks]? Es gibt für jeden Trend einen Gegentrend. Zucker ist bloss eine Zutat unseres Rezepts, und wir können Zucker durch andere Zutaten ersetzen. Wir investieren viel Zeit und Ressourcen, um bessere, natürliche Süsstoffe ohne Kalorien zu entwickeln. Zucker ist nicht von fundamentaler Wichtigkeit für uns, Coca-Cola ist mehr als Zucker.» – «Das Coca-Cola-Rezept ist immer noch geheim ...» – «Und bleibt geheim. Das war eine der besten Ideen, so ist die Formel viel besser geschützt, als wenn man sie hätte patentieren lassen.» – «Wäre es heute nicht erfolgversprechender, Kunden zu sagen, was genau sie zu sich nehmen?» – «Es gibt nur ganz wenige Mysterien. Ein Mysterium ist, wer Kennedy umgebracht hat. Und eines ist die Coca-Cola-Formel. Ich hoffe, das Cola-Rezept bleibt mysteriös.»

Länger als Trump

«Sie sind der Mann, der das grösste Marketingbudget der Welt ausgibt ...» – «Ich weiss nicht, ob es das grösste ist, aber jedenfalls investieren wir jeden einzelnen Dollar erst nach genauen Abklärungen. Und messen die Effizienz unserer Marketingaktivitäten sorgfältig.» – «Trotzdem, nehme ich an, sind Sie beliebt und haben viele Freunde in der Werbebranche.» – «Wir verhandeln ernsthaft und verlangen viel Gegenleistung für unser Geld, darüber sind nicht alle in der Branche glücklich. Wir haben ein System der Zusammenarbeit entwickelt, das uns nicht zum angenehmsten Kunden macht. Und: Ich nehme keine Einladungen von Werbeagenturen an, gehe nicht nach Cannes [Cannes Lions, bekannteste Veranstaltung der Werbebranche] und gebe Marketingzeitschriften keine Interviews.» – «Wissen Sie, welche Hälfte Ihrer Werbeausgaben Sie aus dem Fenster werfen?» – «Ja, das weiss ich. Es rauszufinden, ist relativ leicht, es braucht bloss viel harte Arbeit, bis man so weit ist. Doch das liegt mir – ich habe Ökonometrie studiert und liebe es, Modelle zu entwickeln. Zusammen mit meinem Team sind wir in der Lage, zu errechnen, wo wir einen Rückfluss [des investierten Marketingbudgets] erzielen und wo nicht.» – «Ist es heute noch ein Vorteil, als amerikanische Marke wahrgenommen zu werden?» – «Ich denke nicht, dass Coca-Cola eine amerikanische Firma ist, sondern eine globale. Global mit starker lokaler Präsenz, wir haben lokale Abfüller in jedem Markt. Und zweitens: Coca-Cola gab es vor dem neuen amerikanischen Präsidenten. Und wird es auch nach ihm noch geben.»

Reinheitsideal Minimum

Nicht nur Grusel und Godzilla kommen aus Japan, auch stille Filme, die trotzdem extrem spannend sein können – wie «Harmonium».

Von Wolfram Knorr

Der Mann aus der Fremde, der in den Ort seiner Herkunft zurückkehrt, um eine alte Rechnung oder eine Schuld zu begleichen oder seinen Seelenfrieden zu finden, ist ein alter und immer wieder lustvoll variiertes Plot im Film, im Theater, in der Literatur. Die japanische Variante «Harmonium» fällt da aus dem Rahmen. So befremdlich wie der Titel ist der Handlungsverlauf. Ein Mann im schlichten Outfit steht vor Toshios offener Werkstatt und beobachtet ihn. Toshio (Kanji Furutachi) führt mit seiner Frau Akié (Mariko Tsutsui) und der kleinen Tochter in einer beschaulichen Vorstadt ein spiessiges, fast stummes Leben. Beim Essen starrt er in die Zeitung, sie kümmert sich um die Kleine. In der Werkstatt ist es nicht anders. Auch der Fremde, wenn er die Werkstatt betritt, redet wenig, aber man erfährt, dass der Mann namens Yasaka (Tadanobu Asano) ein alter Freund Toshios ist.

Falsche Familienidylle

Die beiden sehen sich an, als wollten sie sich durch die Augen des jeweils anderen hindurchlasern, um im Inneren der Schädel nach irgendwelchen Missbilligungen zu suchen. Toshio stellt Yasaka sofort ein; nur Akié wundert dies, was Toshio aber wurscht ist. Bald wohnt Yasaka auch im Haus, isst mit am Tisch und bietet der Mutter an, der Tochter beim Üben am Harmonium zu helfen. Akié ist verblüfft, dass er darauf spielen kann, und kommt Yasaka näher; auch das perlt an Toshio ab. Schritt für Schritt erfährt man, dass der Eindringling wegen Mordes im Knast sass und Toshio am Mord nicht ganz unbeteiligt war. Der wirklich Fremde in dieser nicht fassbaren, nebulösen Beziehungskonstellation ist eigentlich Toshio. Sein Ex-Kumpel zerreisst die falsche Familienidylle, die so dünn und wacklig ist wie Papiertheater.

Koji Fukada, 37, der Regisseur von «Harmonium», gehört wie Hirokazu Kore-Eda («After the Storm»), zu den Talenten jenes japanischen Kinos, das sich den Tugenden der Erzähltradition von Yasujiro Ozu («Die Reise nach Tokio», 1953) verpflichtet fühlt, die das Alltagsleben wie Tuschzeichnungen ablich-

tet. Fukada greift zusätzlich Stilelemente von Takeshi Kitano auf, der in seine poetischen Bilder der Ruhe plötzliche Gewalterruptionen einbaut («Hana-bi», 1997). «Harmonium», in Cannes ausgezeichnet, folgt diesem Prinzip, verzichtet auf alle Schaulusteffekte, auf «Sehenswürdigkeiten». Werkstatt, Wohnung, ein paar Strassen, ein Park sind die Schauplätze, und die Menschen sind verschlossen wie Austern. Fukada erzählt mit den allereinfachsten, allerüblichsten Kinomitteln, unter Verzicht auf auffälligere, kompliziertere und knalligere. Wie kommt es dann, dass er, der auch das Drehbuch schrieb, mit dieser «Einfachheit» einen unglaublichen Sog herzustellen ver-



Unglaublicher Sog: «Harmonium».

mag, dessen Wirkungskraft den Zuschauer nicht aus ihrem Griff lässt? Ganz einfach: weil bei ihm alles ganz einfach ist. Seine Kunst ist der Verzicht; die Suche nach der knappsten, sparsamsten Formulierung. Das Minimum ist hier das Reinheitsideal. Wozu ein Dialogsatz, wenn eine Geste oder ein Blick genügt? Wozu eine Brutal-Szene, wenn das Zeigen der Folgen viel schrecklicher ist? Wozu den Plot der einstigen Yakuza-Gangster ausbreiten, wenn die Andeutung viel mehr Raum für Suspense lässt?

Alternative zu Lärmspektakeln

Dass Fukada mit dieser Erzählweise nicht gerade kommerzielle Erfolge feiert (schon gar nicht hierzulande), ist (leider) der Nachteil. Aber man sollte sich davon nicht abschrecken lassen. Denn – mal abgesehen davon, dass «Harmonium» extrem spannend ist – der Film ist eine sehr empfehlenswerte Alternative zu den vielen fetten Lärmspektakeln.

The Shape of Jazz to Come

Von Peter Rüedi

Zwei Altsaxofone, Bass, Schlagzeug – das scheint doch eher eine gewagte Besetzung, die Nat Su und Gabriel Dalvit für ihre Gruppe Straymonk wählten, als sie vor zehn Jahren ihre Hommage an Billy Strayhorn und Thelonious Monk vorlegten. Heute, nach zehn Jahren, gibt es die Formation immer noch, nach einer CD mit der Musik von Charles Mingus folgt nun eine mit Kompositionen von Nat Su, im gleichen Format, aber mit anderer Rhythmusgruppe (Dominique Girod am Bass, Jonas Ruther an den Drums). Sie heisst «Pling» und ist die schönste von allen, sicher ein Höhepunkt im schweizerischen Jazz des letzten Jahres, ach was: ein unangestregtes Meisterwerk weit darüber hinaus. Zwei Altos, das erinnert zunächst an die Saxofon-Battles vergangener Zeiten – «Phil [Woods] & [Gene] Quill», «Tough Tenors» (Lockjaw Davis/Johnny Griffin) u. v. a.

Allein, Straymonk verfolgt das Gegenteil solcher sportiven Muskelspiele, orientiert sich eher an den coolen Dialogen von Lee Konitz und Warne Marsh, oder, in der Durchsichtigkeit des pianolosen Quartett-Sounds, an den Quartetten von Chet Baker (wenn auch mit ungleich druckvollerer Rhythmusgruppe). Ich meine, zumal in den langsamen, balladesken Stücken, noch einen anderen Anklang zu hören: den an Ornette Coleman. Dessen «Lonely Woman» zum Beispiel ist ja die Widerlegung jenes destruktiven Free-Jazz-Image, das Ornette von Orthodoxen lange angehängt wurde. Nicht anders tragen Su und sein Schüler Dalvit und Co. den Kopf in Höhen, wo die Freiheit wohl grenzenlos ist, stehen aber mit den Füßen in einer Jazztradition, die von Struktur und Zusammenklang ausgeht und die kruziale alte Qualität Swing nicht verachtet. Su und Dalvit sind beide, wenn sie sich denn überhaupt von innigen Unisoni und gefinkelten Duetten ins Solistische lösen, Improvisatoren, die die Vorlagen nicht als Vorwand für Nudeleien ausbeuten, sondern daraus Erzählungen mit einer eigenen Logik formen. So entsteht eine neue, überraschende, aber auf Antrieb nachvollziehbare Musik, die weder traditionell noch avantgardistisch ist. Oder beides zugleich. «The Shape of Jazz to Come».



Straymonk: Pling.
Unit Records UTR 4722

Protein statt Party

Sport jeden Tag und besser kein Alkohol: Ein neuer, enthaltsamer Lebensstil wird zum Merkmal einer Generation – besonders unter jungen Frauen. Was treibt sie an?

Aufgezeichnet von Claudia Schumacher

Wenn aus einer Idee eine Bewegung wird, liegt das nicht an einer Kayla Itsines, der internationalen Fitness-Ikone dieser Tage, oder an nationalen Exponenten à la Anja Zeidler. Dass nach der Aerobic-Welle der Achtziger nun wieder eine Gesundheitsbewegung durchs Land geht, liegt an all den Mädchen von nebenan, die ihren Lebensstil auf den sozialen Netzwerken teilen – und ihre Freunde mitreissen. Neu ist dabei die Fokussierung auf die Ernährung und auch, dass junge, gebildete Frauen «pumpen» gehen. Sie machen Krafttraining und damit etwas, was nicht nur lange ein Männerding war, sondern auch eher als Unterschichten-Phänomen galt.

Vier Frauen erzählen, warum sie der Fitness in ihrem Leben eine geradezu sakrale Bedeutung beimessen, welche Rolle die Fotoplattform Instagram dabei spielt – und warum man seinen Partner heute nicht mehr beim Feiern kennenlernt.

Sabrina, 24, aus Hinwil: Hotelmanagement-Studentin

«Mein Freund und ich sind typische Kinder unserer Zeit: Wir treiben viel Sport, achten gut auf unsere Ernährung und machen kaum Party. Ich habe eine Ausbildung als Köchin und liebe es, gesundes Essen auf schöne Weise genussvoll zuzubereiten und Bilder davon auf Instagram zu teilen, wo ich mir auch neue Ideen hole. Wie so viele in unserem Alter habe ich meinen Freund über eine Dating-App ken-

«Instagram und Facebook, das ist Gift für die ganz jungen, unsicheren Menschen.»

nengelernt – und nicht, wie es früher üblich war, in einer Bar beim Feiern, wo einen dann irgendwie der Alkohol zusammenbrachte. Bei uns war der erste gemeinsame Nenner, dass wir beide sportliche Menschen sind. Um unsere Trainingsziele zu erreichen, benutzen wir Fitnessuhren und Apps – aber nicht so krampfhaft oder besessen, wie das in den Medien unter dem Stichwort «Selbstoptimierung» oft dargestellt wird.

Ich finde die Klischees, die noch immer über uns Millennials kursieren, ziemlich traurig. Wir seien oberflächlich, dümmlich, krankhaft aufs Körperliche fixiert – in die Richtung geht es ja meistens in den Medien. Dass aber nur blöde Menschen «pumpen» gehen, ist längst



Traurige Klischees: Sabrina.

überholt. Mein Freund ist Wirtschaftsingenieur – und leidenschaftlicher Wettkampfbuilder in seiner Freizeit. Ich selbst möchte später in der Hotelleitung arbeiten – und gehe auch in stressigen Lernphasen momentan in der Ausbildung etwa viermal die Woche trainieren. Ich esse eiweissbetont und versuche, industriell gefertigte Produkte zu meiden. In der Ausbildung kochen momentan die Schüler füreinander, aber früher, als ich noch stellvertretende Chefin einer Bar war, habe ich mir für die ganze Woche vorgekocht und das Essen in Tupperware mit zur Arbeit genommen.

Ein Plus für junge Menschen: Selber kochen ist nicht nur gesünder, sondern auch günstiger. Beim Training lege ich den Fokus auf Krafttraining und arbeite mit Splits, das heisst, ich trainiere die verschiedenen Muskelgruppen an unterschiedlichen Tagen. Manchmal mache ich auch Kurse im Fitnessstudio, etwa Bodypump oder auch Yoga und Pilates, wo die tieferen Muskelgruppen angesprochen werden. Mir ist dabei aber wichtig, dass es Spass macht und das Leben genussvoll bleibt. Ich bin nicht mager, ich gönne mir auch Schokolade. Mir geht es beim Training schon um das Aussehen, aber der Effekt ist eben auch, dass ich praktisch nie krank werde und deutlich ausgeglichener bin, als ich es ohne Sport wäre.»

www.instagram.com/leanasfood/

Rachele, 28, aus Spreitenbach: Lehrerin und Psychologiestudentin

«Als Primarschullehrerin weiss ich: Instagram und Facebook, das ist Gift für die ganz

jungen, unsicheren Menschen. Man vergleicht sich permanent, glaubt irgendwann, allen anderen gehe es besser als einem selbst. Dass das nicht die Wahrheit ist, begreifen naive Menschen nicht. Natürlich teilen alle in den sozialen Netzwerken fast nur die schönen Erlebnisse und zeigen sich selbst von der besten Seite.

Auch ich habe lange gebraucht, um zu begreifen, dass wir Menschen doch letztlich alle gleich sind und in jedem Leben auch die Tiefs dazugehören. Früher haben mich die tollen Bilder der anderen unter Druck gesetzt – sie haben mich krank gemacht. Ich verglich mich pausenlos mit anderen, baute eine grosse Distanz zu meinem eigenen Körper auf, in dem ich mich nicht mehr wohl fühlte, und hörte praktisch auf zu essen. Bei einer Grösse von 1,71 Metern wog ich nur noch 41 Kilogramm: Das war Magersucht und der totale Realitätsverlust, weil ich mich neben anderen Frauen immer noch dick fühlte.

Ich war 19 Jahre alt und flog sogar aus dem Fitnessstudio mit der Begründung, dass ich in diesem Zustand keinen Sport machen dürfe. Aber das liegt neun Jahre zurück, und ich finde es schade, wenn solche extremen Phasen Einzelner dazu benutzt werden, die ganze Fitnessbewegung in den Dreck zu ziehen. Denn es hatte bei mir mehr mit dem Alter zu tun: Viele Menschen machen als Teenager oder Twens extreme Erfahrungen. Andere saufen sich vielleicht ins Koma und haben ein Alkoholproblem, aber deshalb ist Alkohol an sich ja nicht des Teufels. Bei der Magersucht ging es mir wahrscheinlich um Kontrolle: Das Abnehmen gab mir ein Machtgefühl, denn ich glaub-



Fitness als Gottesdienst: Rachele.



Abends wieder Quinoa: Selin.

te, dass mich mein Essen nicht mehr kontrolliert, sondern umgekehrt, weil ich seinen Verlockungen nicht mehr verfiel. Natürlich war es trotzdem eher ein Kontrollverlust. Mein damaliger Freund hat mir geholfen, mich wieder zu normalisieren.

Heute bin ich kerngesund. Sport mache ich täglich, und am Essen habe ich wieder meine Freude. Ich koche von Herzen gern, sogar mein Brot backe ich selbst. Salate habe ich am liebsten.

Für mich ist die körperliche Entwicklung aber auch stark mit der spirituellen verbunden. Auf dem Laufband mache ich sogenannte Affirmationen: Ich male mir den glücklichen Verlauf meines Lebens bildhaft aus. Wer will, dass Träume wahr werden, muss erst einmal träumen. Und das geht für mich nirgends besser als beim Sport, denn da ist es fast unmöglich, negative Gedanken zu fassen – darauf muss man mal achten, das ist interessant! Wenn du auf dem Laufband negativ denkst, bleibst du stehen – vielleicht auch keine schlechte Metapher für das Leben. Ich bin im Kinderheim aufgewachsen und musste mir alles hart erarbeiten. Ich habe mich früh entschieden, die Opferrolle abzulehnen und meine Chancen beim Schopf zu packen. Das geht nur mit einer bejahenden Lebenseinstellung, und die trainiere ich beim Sport gleich mit. Für mich ist das Training ein bisschen wie Gottesdienst: Ich arbeite an meiner positiven Energie, sammle mich, komme mit mir ins Reine. Meistens gehe ich aufs Laufband. Alle zwei Tage mache ich noch ein paar Kräftigungsübungen. Diese habe ich zum Teil von Kayla Itsines, der Fitnesskönigin auf Instagram. Zusätzlich gehe ich viel mit meinen zwei Hunden an die frische Luft. Ich liebe Bewegung. Ohne sie wäre ich nicht glücklich.»

www.instagram.com/_amo_la_vita_/

Selin, 19, aus Zürich:
Redaktorin, Veganerin, Bodybuilderin

«Ich arbeite als Redaktorin bei einer Kinderzeitschrift, seit letztem Jahr nehme ich ausser-

dem als Bodybuilderin an Bikini-Contests teil. Bisher habe ich erst einen gemacht, bei den ProBro Classics in Basel wurde ich Vierte. Dieses Jahr will ich mehrere Wettbewerbe machen.

Sportlich war ich schon immer. Ich bin gern geritten, habe Fussball gespielt. Mit siebzehn Jahren kam dann das Krafttraining dazu – und nach kurzer Zeit habe ich es intensiv betrieben. Neben dem täglichen Training muss ich sehr auf meine Ernährung achten. Ich koche sonntags für die ganze Woche vor und packe das Essen für die einzelnen Tage ab. Vor allem muss die Proteinzufuhr für den Muskelaufbau immer hoch sein – was gar nicht so leicht ist, wenn man wie ich Veganerin ist und weder Fisch noch Fleisch, noch Eier oder Milch zu sich nimmt. Veganerin wurde ich aus ethischen Gründen. Ich finde, nur Menschen, die selbst ein Tier erlegen könnten, haben das Recht, eines zu essen – und dafür bin ich zu weichherzig.

Ein normaler Tag sieht bei mir fitnesstechnisch so aus: Um 5.15 Uhr stehe ich auf und packe meine Sachen zusammen. Um sechs

«An meinem Körper gibt es nichts mehr, mit dem ich nicht zufrieden wäre.»

gehe ich los ins Fitness und trainiere auf nüchternen Magen, meistens etwa 75 Minuten lang in Splits. Während des Trainings trinke ich Aminosäuren, danach gibt es drei getrocknete Aprikosen, damit das Insulin hochgeht und ich das Protein besser aufnehme. Danach fahre ich ins Büro, um 8.30 Uhr bin ich dort. Dann frühstücke ich, etwa 100 Gramm Hirseflocken – die findet mein Trainer besser als Haferflocken, da sie glutenfrei sind –, dazu mische ich Proteinpulver auf pflanzlicher Basis. Dann gibt es vormittags einen Gemüseshake, wieder mit Proteinpulver, da ich eben als Veganerin sonst nicht genug Eiweiss fürs Bodybuilding zu mir nehmen kann.

Mittags esse ich etwa 100 Gramm Quinoa oder Reis mit 200 Gramm Tofu. Nachmittags gibt es noch mal einen Protein-Shake. Abends wieder Quinoa oder Couscous mit Linsen oder Spinat. Und vor dem Schlafengehen, etwa um zehn Uhr, trinke ich nochmals Aminosäuren. Das ist das Programm in der Aufbauphase, etwa 1800 Kalorien am Tag (ich bin auch nur 1,57 Meter gross). In den drei bis vier Monaten, in denen ich mich auf einen Wettkampf vorbereite, fahre ich allerdings die Kohlenhydrate herunter und trainiere zweimal täglich. Da mache ich abends noch zusätzlich ein Ausdauertraining, um die Fettverbrennung anzukurbeln. Weil mein Alltag ziemlich durchgetaktet ist, muss ich mir von den Kollegen manchmal schon Sprüche anhören – aber das ist nicht böse gemeint. Gleichzeitig werde

ich auch oft um Trainings- oder Ernährungstipps gebeten.

Ich fände es grossartig, eines Tages an internationalen Wettbewerben teilzunehmen. Aber ich bin gegen Steroide. Also mal sehen, wie weit ich noch komme. Bei den Wettkämpfen kann ich nicht viel Geld verdienen, selbst wenn ich gewinne – es geht letztlich um den Erfolg an sich. Ich bin ein ehrgeiziger Mensch, ich brauche Ziele und Herausforderungen. Und ich liebe es, die Fortschritte zu sehen. An meinem Körper gibt es nichts mehr, mit dem ich nicht zufrieden wäre. Das hat auch mein Selbstbewusstsein gesteigert, vor allem gegenüber Männern. Bei uns Frauen hängt das Selbstbewusstsein eben stark vom Aussehen ab.



Zwillingsmami mit Waschbrettbauch: Liz.

Wenn ich versuche, andere zu motivieren, rate ich, ein Fitnessstudio zu suchen, das wirklich sehr nahe bei der Wohnung oder beim Büro ist. So hat man weniger Ausreden. Und Frauen sollten sich nicht schämen, auch mal in den Freihantelbereich zu gehen, der ja immer noch eine Männerdomäne ist. Dank der Fitnesswelle der letzten Jahre wird es glücklicherweise immer normaler, dass auch Frauen mit einer Langhantel Kniebeugen machen.

Wer im Sport seine Ziele erreicht, der kann das auch in anderen Lebensbereichen. Sport stärkt die Willenskraft, Organisationsfähigkeit und Selbstdisziplin – ausserdem bekommt man jede Menge Energie davon.»

www.instagram.com/selin_tellici/

Liz, 37, aus Rafz:
Im Aussendienst, Mutter von Zwillingen

«Ich wurde 2009 schwanger mit Zwillingen, da war ich 29 Jahre alt. Und so sehr ich meine Kinder liebe: Mir ging es damals nicht so gut. Mit meinem Körper war ich unzufrieden, und auch psychisch kam ich nicht klar. Es war so komisch, alles hatte sich verändert – und obwohl ich immer schlank gewesen war, hatte ich plötzlich einen richtigen Mamikörper. Während der Schwangerschaft erlitt ich einen

doppelten Bandscheibenvorfall. Und als meine Kinder klein waren, trug ich sie ständig auf der Hüfte. Meine Gelenke waren so stark belastet, dass mir der Arzt zu Cortison riet. Ich wusste: «Jetzt muss sich etwas ändern.»

Dann zogen wir nach Kanada, wo der Fitness-Lifestyle noch weiter verbreitet ist als hier. Dort hat mich meine Nachbarin dazu animiert, mit ihr ins Fitnessstudio zu gehen. Das Problem war: Sie ging immer morgens um fünf Uhr. Aber mit der Zeit gewöhnte ich mich daran. Wir trainierten anderthalb bis zwei Stunden, sechsmal die Woche. Und das auch, als ich wieder Vollzeit arbeitete. Alle dachten, es wäre nur eine Phase. Aber hier stehe ich mit meinem Waschbrettbauch, sieben Jahre später nicht weniger motiviert als am Anfang. Der

«Mein Mann findet, ich sehe heute sogar besser und jünger aus als vor der Schwangerschaft.»

Sport hat mich krass verändert. Mein Mann findet, ich sehe heute sogar besser und jünger aus als vor der Schwangerschaft. Natürlich erfordert das viel Einsatz.

Früher, als ich morgens trainiert habe, bin ich abends, nachdem ich die Kinder ins Bett gebracht hatte, gleich selber ins Bett gegangen. Schon um halb neun. Heute trainiere ich abends und bleibe länger wach, aber die Zeit mit der Familie ist dadurch trotzdem kürzer. Mein Mann ist jedoch sehr stolz auf mich und unterstützt mich. Und ich bin nicht orthodox mit meinem Training. Ich trinke auch Alkohol und esse zum Beispiel sehr gern Schokoküsse. Allgemein achte ich aber auf meine Ernährung, striktes Clean Eating, also keine industriell gefertigten Produkte, dazu gibt's morgens eine Krillöl-Kapsel. Ich esse fünfmal täglich: proteinreich, kohlenhydratarm, dazu viel Gemüse und Obst. Alles bio. Meine körperlichen Beschwerden sind weg.

Ich trainiere in Splits und mache zwischen drein beim Krafttraining sehr schnelle Cardio-Einheiten – das hilft mir, meine Muskeln schlank zu halten, denn ich will weiblich aussehen und nicht massig. Mich hat der Sport auch menschlich verändert. Ich bin heute viel extrovertierter. Eine Motivation ist für mich auch die Kleidung: Es gibt so schicke Trainingskleidung, dass ich in der Freizeit eigentlich nichts anderes mehr trage. Ausserdem mag ich den sozialen Aspekt von Instagram. Ich habe über den Sport viele Menschen kennengelernt und finde es klasse, mit Freundinnen zu trainieren, die genauso motiviert sind wie ich. Es gibt kaum ein schöneres Kompliment, als wenn man von Männern im Fitnessstudio angesprochen wird, wie man denn so ein Sixpack bekommt – das fragen die mich, als Zwillingmama!»

www.instagram.com/liz1540/



«Hausmannskost geht gut»: Küchenchef Martin Dalsass (Mitte), Unternehmer Peter Spuhler (l.)

Genuss

«Wir machen das!»

Wenn erfolgreiche Industrielle ein Restaurant übernehmen, geht es in der Regel nicht um überwältigende Renditen, sondern um persönliche Liebhabereien: wie etwa bei Peter Spuhler und Michael Pieper, denen das «Talvo» bei St. Moritz gehört. Von David Schnapp

Peter Spuhler und Michael Pieper machen den Eindruck zweier Männer, die gerne essen, trinken und lachen – von Leuten also, denen man vertrauen kann. Sie sitzen in einem gemütlichen Arvenholzzimmer vor einem Glas 2014er Vinattieri Bianco aus dem Tessin. Die beiden hochehrgekauften Unternehmer – Spuhler ist Besitzer des Schienenfahrzeugherstellers Stadler Rail und ehemaliger SVP-Nationalrat, Pieper ist Inhaber und CEO der auf Küchentechnik spezialisierten Franke-Gruppe – teilen grundlegende Freuden des Lebens. Diese Tatsache, zusammen mit einigen weiteren Details, führte dazu, dass der 58-jährige Spuhler und der 70-jährige Pieper heute ein Schmuckstück von Restaurant besitzen.

Das «Talvo» in Champfèr bei St. Moritz ist seit Jahrzehnten eine feste gastronomische Grösse im Oberengadin, wird mit achtzehn Punkten im «Gault Millau» und einem Stern im «Guide Michelin» ausgezeichnet. Die Ge-

schichte, wie das im Wortsinn geschichtsträchtige Haus – mit Baujahr 1658 gehört es zu den ältesten Engadinerhäusern überhaupt – in den Besitz der beiden Unternehmer gelangt ist, erzählt Peter Spuhler schnell, offen und direkt: «Als der frühere Besitzer Roland Jöhri keinen Nachfolger finden konnte und es sich abzeichnete, dass russische Investoren dieses besondere Haus kaufen könnten, um daraus Luxusapartements zu machen, fand ich, dass wir das verhindern müssten.» Ausserdem gebe es eine emotionale Bindung zum «Talvo». Spuhlers Vater war 28 Jahre lang Küchenchef des Hotels «Dolder Grand» und hat eine ganze Generation von Schweizer Köchen ausgebildet. Einer seiner Lieblingsschüler war Roland Jöhri, die Familie Spuhler gehörte zu dessen Stammgästen. «In einer Sitzungspause des Rieter-Verwaltungsrats, in dem wir beide sitzen, habe ich zu Michael Pieper gesagt: «Jetzt machen wir das!» Innerhalb von zwei Minuten



und Michael Pieper (r.).

war die Sache beschlossen», erzählt Spuhler; sie kauften das Restaurant.

Lieblingsgericht: Cavatelli

Eine Auflage hatte Vorbesitzer Jöhri: Er musste den perfekten Nachfolger finden. Als Idealbesetzung erwies sich der Südtiroler Martin Dalsass, der am 1. Dezember 2011 das Haus übernahm, das nun «Talvo by Dalsass» hiess und um eine gewisse mediterrane Leichtigkeit ergänzt wurde. Seither ist die italienisch orientierte Aromenwelt, wofür das Olivenöl typischerweise steht, Konzept. Zu Spuhlers und Piepers Lieblingsgerichten gehören die aromatisch-jodigen Cavatelli mit Muscheln und Calamaretti. Spuhler hat einen Teil seiner Kindheit am grossen Tisch in der Hotelküche des Vaters verbracht, schätzt seine eigenen



Mediterrane Leichtigkeit: «Talvo» in Champfèr.



«Ich habe gelernt, dass aufgegessen wird...»

Kochkünste aber nicht zu hoch ein: «Immerhin würde die Familie überleben», sagt er lachend. «Gestern habe ich Ossobuco gemacht: anbraten, Sauce dazu und in den Ofen schieben – Hausmannskost geht gut, und das mache ich auch gerne.»

Michael Pieper wiederum gehört mit Franke zu den Weltmarktführern für Produkte in Küchen, Bädern und für die Systemgastronomie und hat seine Schulzeit in Zuoz verbracht: «Ich habe eine grosse Nähe zum Engadin und eine extreme Nähe zur Küche. Von meinem Vater habe ich eine einfache Methode gelernt, ein Restaurant zu beurteilen: Zuerst hat er den Tiefkühler angeschaut. War er voll, wurde er skeptisch. Danach hat er Weinkeller und Toilette angeschaut und erst dann die Speisekarte.» Der Verdacht, dass Investoren wie die beiden Schweizer Unternehmer irgendwann an einem Restaurant mit bescheidenen Gewinnaussichten das Interesse verlieren würden, wird empört zurückgewiesen: «Unsere Motivation ist tatsächlich die Leidenschaft – für das Engadin und das <Talvo>», sagt Pieper.

Nur Frauen im Verwaltungsrat

Um Geld zu verlieren, wolle man aber natürlich kein Restaurant führen. «Das Lokal macht Gewinn», sagt Pieper. Und Spuhler erklärt das Geschäftsmodell: «Das Restaurant gehört einer Aktiengesellschaft, in der übrigens nur Frauen im Verwaltungsrat sitzen, und die verpachtet es an Martin Dalsass zu einem fairen Zins. Am Ende muss es einfach mindestens eine schwarze Null geben.» Das Führungsgremium der AG besteht übrigens aus Spuhlers Frau Daniela, Piepers Tochter Nina sowie Tanja Fruithof, der früheren Direktorin des Hotels «Les Trois Rois» in Basel. Es sei vermutlich der einzige nur von Frauen besetzte Verwaltungsrat des Landes, sagt Spuhler.

«Um gut kochen und sich um die Gäste kümmern zu können, muss die geschäftliche Grundlage stimmen», findet Martin Dalsass. Bevor er das Restaurant übernehmen sollte, traf sich der Spitzenkoch zunächst mit Peter Spuhler, den er nicht kannte. «Ich habe im Restaurant gewartet, da kam ein streng aussehender Mann mit einem Aktenkoffer in der Hand hinein, und ich habe zu meiner Frau ge-

sagt: «Wenn das der Spuhler ist, spreche ich nicht einmal mit ihm.»» Spuhler, so stellte sich schnell heraus, war aber ein ganz anderer, mit dem sich Dalsass über das Leben, Gastfreundschaft, Eishockey und, ja, auch über das Restaurant unterhielt und mit dem er sich sofort verstand. Auch über das kulinarische Konzept wurde gesprochen. «Wir wollten sicher keine Chichi-Küche, bei der man dann vor dem Schlafen noch eine Tüte Pommes Chips isst, weil man im Restaurant nicht satt geworden ist», sagt Spuhler.

Für Geschäftsleute wie Spuhler und Pieper ist Tischkultur Teil des Business. Vorbei seien allerdings die Zeiten, in denen Banker den Lunch mit Wein und Schnaps bis in den frühen Abend verlängert hätten. Bei Spuhler sieht es so aus: «Wenn wir Kunden aus dem Ausland haben, gehen wir mit ihnen abends essen, und am nächsten Tag findet dann das Meeting statt.» Beim Abendessen werde alles erledigt, sagt Pieper. Die grössten Deals habe er entweder während oder nach einem Essen gemacht: «Da lernt man die Leute kennen», sagt der Franke-Besitzer. «Für Kunden aus ehemaligen Sowjetrepubliken wie Aserbaidschan oder Georgien ist es wichtig, zu Tisch zu sitzen. Und es muss opulent sein. Es macht mir Mühe, wenn dann mehr als die Hälfte nicht gegessen



«... was auf den Tisch kommt.»

wird. Ich habe gelernt, dass aufgegessen wird, was auf den Tisch kommt», sagt Spuhler. Die kulturellen Feinheiten seien wichtig: «Isst man mit Iranern, darf kein Alkohol auf den Tisch kommen; die Aserbaidschaner hingegen trinken zwar keinen Wein, es stört sie aber nicht, wenn wir es tun.» In Weissrussland wiederum gehörten Wodka und Trinksprüche zur gesellschaftlichen Grundlage, wobei «immer der 7., 14. und 21. Trinkspruch Frauen gewidmet sein müssen», erklärt Spuhler die Feinmechanik zu Tisch.

Der Kreis schliesst sich hier: Als erfolgreicher Unternehmer, so sieht es aus, ist es kein Nachteil, wenn man gerne isst, trinkt und lacht.

Restaurant «Talvo by Dalsass», Via Gunels 15, 7512 St. Moritz-Champfèr; Telefon 081 833 44 55



Thiel

Begriffsklärung

Von *Andreas Thiel*

Levrat: SVP, AfD, Brexit, Donald Trump, Marine Le Pen... Der Faschismus ist wieder da!

Thiel: Ist das deine Faschismusdefinition? Wer nicht links ist, ist Faschist?

Levrat: Ein Faschist ist nie links.

Thiel: Der Faschist ist aber immer auch ein Sozialist.

Levrat: Niemals!

Thiel: Der Faschismus verbindet Nationalismus mit Sozialismus. Deshalb heisst der Faschismus auch Nationalsozialismus.

Levrat: Faschismus hat nichts mit Sozialismus zu tun!

Thiel: Der Faschismus baut immer auf die Einschränkung der Freiheit, die staatliche Kontrolle über die Wirtschaft sowie die Enteignung und Umverteilung des Privateigentums. Das sind die drei Hauptpfeiler des Sozialismus.

Levrat: Das ist ein Detail...

Thiel: Weder die SVP noch die AfD teilen solche Ideen, denn sie sind wirtschaftsliberal. Weder der Brexit noch die Wahl Trumps haben etwas mit Sozialismus zu tun. Der Brexit entspringt dem Wirtschaftsliberalismus. Trump vertritt wirtschaftsliberale Ideen. Wir haben es offensichtlich mit Verbindungen von Nationalismus und Wirtschaftsliberalismus zu tun. Sowohl die SVP wie auch die AfD und Trump sind nationalliberal. Zum Faschismus fehlt hier überall das Element des Sozialismus. Dieses findet sich nur bei Marine Le Pen. Sie verbindet als Einzige Nationalismus mit Sozialismus und könnte somit als Faschistin bezeichnet werden.

Levrat: Le Pen?

Thiel: Ja, sie vertritt eine sozialistische Wirtschaftspolitik. Was den Faschismus gefährlich macht, sind die gleichen Ideen, die auch den Sozialismus gefährlich machen. Deshalb kannst du Le Pen nicht mit Trump oder der AfD vergleichen. Du bist hier wirtschaftspolitisch gesehen der Einzige, der mit Marine Le Pen ins Bett geht.

Levrat: Das ist doch verrückt, was du da sagst.

Thiel: Ja, verrückt, nicht wahr?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Grandioser Werbespot

Pulsierendes St. Moritz während der Ski-Weltmeisterschaft; Vernissage mit Stargast Catherine Deneuve. Von *Hildegard Schwaninger*

St. Moritz: Nabel der Welt. Grossartig, was die St. Moritzer mit der WM auf die Beine gestellt haben. Es war eine Charmeoffensive par excellence, eine sensationelle Werbung für den Skisport sowie für das Engadin, das – mit seiner Weite und seinem einzigartigen Licht – zu den schönsten Orten der Welt zählt.

St. Moritz, heisst es, sei nicht mehr so erfolgreich als Touristendestination, die Gästezahlen seien zurückgegangen, schuld sind die Preise, das alles stimmt. Während der WM war St. Moritz voll, alle Hotels waren ausgebucht, hier pulsierte das Leben, Tag und Nacht. Die WM war ein gigantischer Werbespot für das Engadin, von dem man sich nachhaltige Wirkung erhofft.

Wer sich am späten Nachmittag im «Kulm Hotel» in die Halle setzte, hatte grosse Chancen, die Lichtgestalten des Skizirkus live zu sehen. **Beat Feuz, Wendy Holdener, Marcel Hirscher, Luca Aerni** – sie warteten hier auf die Audi-Limousinen, die sie zur Siegerehrung im Kulm-Park fuhren. Audi ist Hauptsponsor wie auch Ochsner Sport, dessen Botschafter **Didier Défago** im Hotel «Laudinella» wohnte, wie die Gladiatoren aus Felix Austria. Die Schweizer Truppe war im «Kempinski» abgestiegen wie auch **Lindsey Vonn**. Die Österreicher hatten ihr «Tirol am Berg» über dem Dorfplatz aufgebaut; an einer Innsbruck-Gala spielte Grossrat und Ex-Polizeichef **Mario Salis** Alphorn, und Engadin-Tourismus-Chefin **Ariane Ehrat** (noch bis Ende Saison im

Amt) radelte mit der **Alexandra Meissnitzer** um die Wette. Zwei Ex-Skistars und Medaillengewinnerinnen im Zweikampf auf dem Velo!

Die Schweizer waren grossartige Gastgeber, im ganzen Ort wie rund um die Skipisten standen die Volontari, stets bereit, Auskunft zu geben und zu helfen, freundliche Chauffeure fuhren in VIP-Shuttles die Gäste zu den strategischen Punkten. Strategischster Punkt war die VIP-Lounge in Chantarella, wo **Reto Mathis** die Küchenbrigade anführte und wo man die Sponsorenprominenz und ihre Gäste sah (beim Damenslalom den UBS-Gewaltigen **Sergio Ermotti** in Skimontur).

St. Moritz ist ein Eldorado für Sportbegeisterte: Cresta, Bob, Eislaufen, Pferderennen, und bald soll es – neben Polo – auch Cricket on Ice geben. Inder, die diesen Sport lieben, sieht man schon einige im «Badrutts Palace».

Punkto Nachtleben kommt man voll auf die Rechnung. Aufregend! Im «Privé», dem Privatklub in der «Chesa Veglia», und im «Club Dracula», der **Rolf Sachs** gehört (das Grundstück, auf dem er steht, gehört der Niarchos-Familie), ist jede Nacht die Hölle los. Hier feiert der Jetset. Gefeierte wurde hier auch der Tag der Liebe, der Valentinstag.

Die «Renaissance Bar» im «Palace» ist nach wie vor der Hotspot, wenn man am Abend noch nichts vorhat. Hier trifft man immer jemanden, den man kennt. Einmal war **Hausi Leutenegger** da, der Selfmademillionär, der früher Schlosser war. Er kam einen Tag zum



Fast verliebt

Erfolg aus Rache

Von *Claudia Schumacher*

Als ich aus dem Zug steige, klingelt endlich das Telefon: «Hey, my valentin!», sagt Katrin mit ihrer gemütlichen Stimme, die einen sofort entspannt. Meine österreichische Freundin aus Studienzeiten: Am

Valentinstag gibt's einen Anruf. Mindestens eine von uns ist immer single. Und wer will das zweite Weihnachten des Einzelhandels mit seinem Romantikdruck ohne seelischen Beistand durchstehen?

«... Die Geschichte meines Lebens hat jetzt einen Namen: Benching», erzählt Katrin. Englisch für «auf die Reservebank schicken». «Wenn du was mit einem Typen hast, der die Beziehung nicht definiert, aber genug Brotkrumen auswirft, damit du ihm folgst», führt Katrin aus. Wie heisst der aktuelle Reinfall? «Ach, ist unwichtig», sagt Katrin – und klingt bedrückt. «Passiert mir sowieso ständig. Und weisst du was?» Nein. «Ich muss in letzter Zeit dauernd an Sven denken.» Sven? «Ja ... ich weiss ... ist ewig her. Aber weisst du was?» Nein.

Also erzählt Katrin von ihrem ersten Ex-Freund. Die grösste Liebesgeschichte seit Sissi und Franz, damals in der niederösterreichi-



Auftritt in St. Moritz: Filmstar Deneuve.



Bei den Schweizern: Rennfahrerin Vonn.



«Hot Party in the Snow»: Sängerin Louves.

Skifahren (weisse Skihosen und knallorange Jacke, damit man ihn nicht übersieht) und fuhr von Beiz zu Beiz. Hier darf man noch rauchen; die Bar war jeden Abend voll. In St. Moritz ist eben einiges anders. So kann man in der «Baracca» nur cash bezahlen, Kreditkarten werden nicht akzeptiert, und die Rechnung ist ein handgeschriebener Zettel.

Highlight war das Erscheinen von Catherine Deneuve, die als Stargast an der Vernissage der Galerie Gmurzynska engagiert war. Sie hat gerade in Berlin ihren neuen Film «Sage femme» vorgestellt, jetzt mischte sie sich unter die Gäste (vor allem sogenannter Zürcher Jetset). Ausgestellt wurden Fotos des Millionärs, Sammlers und Fotografen Jean Pigozzi. Vor allem Fotos von Zelebritäten, die er an seinem Pool in Cap d'Antibes fotografierte (zum Beispiel Bono, Mick Jagger, Sharon Stone, Helmut Newton, David Geffen). Die «Pool Party in the Snow» war von der Dekoration her lustig: Ballone, aufblasbare Gummiboote, Flipflops. Alles war sehr bunt. Eine der Damen erschien in roten Paillettenhosen. Catherine Deneuve war wie immer sehr klassisch angezogen, der Künstler war auch da.

Am kommenden Wochenende findet zum zwölften Mal die Sheba-Gala statt. Im Hotel «Carlton», das dem 93-jährigen Milliardär Karl-Heinz Kipp gehört. Er und seine Frau Hannelore sind an der Charity-Gala zugunsten eines Spitals in Israel durch Hoteldirektor Dominic Bachofen vertreten. Showgast an der «Hot Party in the Snow» ist Musicalstar Fabienne Louves.

Im Internet

www.schwanningerpost.com

schen Provinz, beide Teenager und Turnierreiter, Katrin trug Perlenketten und Poloshirts – bevor sie es cool fand, bei Bier und Marihuana ihr Geschlecht zu dekonstruieren. Während des Studiums in Wien lebten sich die zwei auseinander. «... Ich hätte ihn nicht verlassen, wenn er nicht so phlegmatisch geworden wäre!», sagt Katrin verteidigend – noch zehn Jahre später. «Mit einem Mangel an Ehrgeiz kann ich umgehen, den hab ich selber», lacht sie, «aber Sven war sogar zu faul zum Feiern!»

Paradoxerweise scheint die Trennung aber im Rückblick Katrins grösste Liebestat gewesen zu sein. Wie bei vielen Männern, die verlassen werden, bekam Sven plötzlich nicht nur seinen Hintern hoch, er wurde sogar ziemlich erfolgreich. Studierte an den feinsten Architekturschulen, bekam die besten Praktika. Gerade hat Katrin erfahren, dass er nun das Headquarter einer Grossbank entwirft. Er lebt in London,

Fünf-Zimmer-Apartment, seine Frau war Eiskunstläuferin, bevor sie an der London School of Economics studierte.

«Ich fühle mich wie Stuart Sutcliffe!», ruft Katrin. Hä? «Der Typ, der die Beatles verliess, als sie noch keiner kannte. Er dachte, alleine könnte er mehr reissen. Also drückte er Paul McCartney seinen Bass in die Hand und wurde Maler. Dann erblindete er, und als die Beatles 1962 den Durchbruch hatten, starb er mit 22 Jahren», sagt Katrin. Ich weise sie darauf hin, dass sie immerhin 34 Jahre alt und noch am Leben ist. «Das ist doch viel schlimmer!», ruft Katrin mit selbstironischer Belustigung «Ich bin eine alte Frau, unverheiratet, und sitze mir den Hintern auf der Ersatzbank breit. Wenigstens einen Strauss Blumen könnte mir Sven am Valentinstag schicken. Nach allem, was ich für ihn getan habe!»



Unten durch
Kopfnuss

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du fragst deinen Sohn, was er sich zu seinem zehnten Geburtstag wünscht, und er möchte ein Pony. Du fragst ihn, ob er nicht lieber eine Paintball-Ausrüstung möchte, mit schwarzem Thermalhelm, Chest Protector und einer Druckluft-Markierpistole. Nein, er möchte ein Pony, «oder wenigstens ein Kaninchen». Du zeigst ihm ein Foto der Markierpistole und sagst: «500 Schuss Dauerfeuer pro gefüllte CO₂-Flasche! Klingt das nicht grossartig?» Aber er möchte nichts, wo CO₂ drin ist, davon sterben die Bäume (Ethikunterricht 4. Klasse). Du sagst, dass ein Kaninchen dann aber auch nicht in Frage komme: «Denn davon sterben die Rüebli.» – «Also gut», sagt er, «dann einen Goldhamster. Aber weiter runter geh ich nicht!» Du liebst dieses Kind, wirklich, aber gerade deswegen fühlst du dich verpflichtet, für deinen Sohn ein Gegengift zur pädagogischen Kuselhölle zu sein, in der er sein sich noch im Sprösslingsstadium befindliches Männerleben verbringt. Er soll neben dem Geigenunterricht und dem Yogakurs auch mal im Kindertarnanzug durch den Schlamm roben und das herbe Glück eines Lebens an der Grenze zur Barbarei kennenlernen.

Also kaufst du ihm eine Paintball-Ausrüstung und dir auch. Danach lässt du dir in der Tierhandlung einen männlichen Goldhamster einpacken, denn dein Junge hat schon lauter weibliche Lehrerinnen, da soll wenigstens sein Haustier ein Mann sein. Am Geburtstag freut sich dein Sohn zuerst einzig und allein über den Goldhamster – bis der ihm in den Finger beisst. Du nutzt die Gunst der Stunde und überzeugst deinen Sohn davon, dass in der Gefangenschaft psychotisch gewordene Hamster gefährlicher sind als Paintball-Gefechte. Dein Sohn ist jetzt mit einem Probeschiessen im Wald einverstanden. Auf dem Parkplatz vor dem Waldeingang (moderne Wälder haben Eingänge) setzt du ihm den Schutzhelm «Tactical Swat» auf und dir selbst das Modell «Darth Vader», das du dir gekauft hast, weil du ein moderner, also durch und durch selbstironischer Vater bist. Im Wald suchst du nun eine Stelle, wo ihr ungestört aufeinander schiessen könnt. Ungestört zu sein, ist

>>> Fortsetzung auf Seite 64

hier aber gar nicht leicht, denn es ist ein hypermoderner Wald, der von allein spazierenden Frauen bevölkert wird, die hier über ihre Ernährung nachdenken und jedenfalls ganz bestimmt nicht zwei verummten Gestalten in Kampfmontur begegnen wollen. Schon die erste, die ihr antrefft, sagt mit der sanften Stimme einer Polizeipsychologin: «Machen Sie hier etwa Kriegsspiele?» Der zweiten sieht man die Doppelbelastung von Beruf und Freizeit an, mit dünnen Lippen sagt sie: «Das ist ja eine tolle Erziehung!» – «Danke», sagst du. Die dritte kommt auf dem Waldweg in dem Moment um die Kurve, als sich der Schutzhandschuh deines Sohns im Abzug verheddert. Es macht plopp!, und eine gelbe Markierungskugel saust am Ohr der Frau vorbei und hinterlässt an der Tanne dahinter einen imposanten gelben Fleck. «Es ist nur Lebensmittelfarbstoff!», rufst du der Frau hinterher, aber sie rennt zu schnell, um es noch zu hören. Wenigstens lernt dein Sohn jetzt einmal etwas wirklich Nützliches: «In einer solchen Situation», sagst du mit erhobenen Zeigefinger, «ist es besser, zu verschwinden.» Du schlägst dich mit ihm in die Büsche. Du sehnst dich danach, in der Tiefe des Waldes frei zu sein. Aber es gibt keine Tiefe. Nach 300 Metern siehst du bereits wieder den Waldrand und eine Frau, die nachdenklich ihrem Hund hinterherläuft. Du gehst in Deckung. «Soll ich wieder schiessen?», flüstert dein Sohn, der jetzt auf den Geschmack gekommen ist. «Man darf nicht auf Hunde schiessen», flüsterst du. «Ich meine nicht den Hund», flüstert dein Sohn, und du verpasst ihm eine Kopfnuss auf den Helm. Danach fährt ihr wieder nach Hause und schaut dem Hamster dabei zu, wie er in seinem Rad vor sich hin trippelt. Auch ihm, so scheint es, fehlt ein tiefer Wald.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Châteauneufs kleiner Bruder

Von Peter Rüedi

Manchmal überholen die vermeintlich Kleinen die Grossen. Der Gigondas, der Wein aus der an Châteauneuf angrenzenden Appellation links der südlichen Rhône, gilt seit langem als der kleine Bruder des Châteauneuf-du-Pape. Der sei raffinierter, reicher an Finessen, Gigondas produziere rustikalere Weine. Stimmt, und stimmt auch wieder nicht. Auf den Produzenten kommt es an. Der Gigondas, den die Brüder Frédéric und Daniel Brunier auf dem historischen Weingut Les Pallières am Fuss der pittoresken Dentelles de Montmirail ziehen, auf altbestockten Hängen, die sie Terrasse du Diable nennen, ist ein offensichtlicher Anlass, solche pauschalen Vorurteile zu revidieren. «Gigondas war 2014 gegenüber Châteauneuf klar bevorzugt. Trotzdem mussten wir für eine perfekte Reife Risiken eingehen und sehr spät ernten. Der 14er ist der beste Pallières unserer Geschichte», sagt Daniel Brunier, und er weiss, wovon er spricht. Die Bruniers machen auf Le Vieux Télégraphe einen der renommiertesten und konstantesten Châteauneufs überhaupt. Les Pallières kauften

sie 1998 mit dem Amerikaner Kermit Lynch als Partner, 135 Hektaren einer archaisch paradiesischen Landschaft mit 25 Hektaren Reben. Gigondas: Grenache, Syrah, Cinsault, Mourvèdre. In Wahrheit ist das vorwiegend kalkige, tonhaltige Terroir recht verschieden von den unterschiedlichen Châteauneuf-Böden.

Der Gigondas, der daraus resultiert, ist in dieser Version ein grossartiger, eigenständiger, unverblümter, heisser, aber auch sehr eleganter Wein von der südlichen Rhone: dicht, kräftig, lang und mineralisch; reine, frische Aromen (rote Beeren, Pflaumen), ungemein würzig (ein vom Mistral herangewehtes Bouquet sämtlicher Provence-Kräuter), feine Tannine, sehr diskretes Holz vom Ausbau im grossen Fass. Kurz: eine geballte Ladung Süden in Form von neunzig Prozent Grenache, einer Spur Mourvèdre und Clairette. Eine feingewirkte Wucht, die als Begleitung einiges aushält (ein saftiges Gigot *et son ail*, zum Beispiel). Und noch eine triviale Bemerkung: In Zeiten explodierender Bordeaux- und Burgunderpreise bot sich die südliche Rhone insgesamt als qualitativ hochstehende Alternative an. Allerdings sind die Spitzen-Châteauneufs (Rayas, Beaucastel, Vieux Télégraphe, Clos des Papes et cetera) inzwischen auch auf der Preisstufe der nördlichen Syrah-Ikonen von Côte-Rôtie oder Hermitage angelangt. So kommt, wer rechnet, von selbst auf Weine wie Gigondas oder Lirac. Der Pallières gehört da noch zu den kostspieligeren aus der Appellation. Aber er ist seinen Preis wert. Die ganz schnellen unter den Lesern können übrigens bei Martel noch bis zum 25. Februar von einem Aktionsangebot profitieren.

Les Pallières Terrasse du Diable Gigondas 2014. 14,5%. Martel, St. Gallen. Fr. 33.–. www.martel.ch

Politisches Streitgespräch

Personenfreizügigkeit, die EU und die Schweiz: Wie weiter?

Moderation: Bernhard Kislig – Redaktor Berner Zeitung

**Dienstag, 28. Februar 2017,
20.00 bis 22.00 Uhr**

(Türöffnung 19.15 Uhr)

Parktheater Grenchen (SO)

www.svp-so.ch

SVP Kanton Solothurn



Teilnehmer



Nationalrat
Kurt Fluri,
FDP



Nationalrat
Roger Köppel,
SVP

Mit einer Spende auf Postfinance-Konto: 45-2910-3 (SVP SO) unterstützen Sie diese Veranstaltung. Besten Dank!



Auto

Lächeln oder Staunen

Der Porsche 911 Turbo S ist einer der besten Supersportwagen überhaupt. Keiner beherrscht Leistung und Alltag besser. *Von David Schnapp*

Zündschlüssel links drehen, und dann wummert er los. Der neue Porsche 911 Turbo S klingt wie der alte 911 Turbo S: Dezent aggressiv grollt der mächtig aufgeladene Biturbo-Sechszylinder, und im Kopf beginnt das Kino, man stellt sich vor, was alles mit diesem Auto möglich wäre. «Über-Elfer» nennen sie bei Porsche den Turbo. Das Selbstbewusstsein ist berechtigt, es gibt wohl nicht viele Supersportwagen, die besser sind, und wohl keinen, der die Mischung

aus Leistung, Alltagstauglichkeit und Komfort besser beherrscht.

Der Klang ist geblieben, ein paar Dinge aber sind neu: Zum Beispiel gibt es endlich ein Navigations- und Entertainmentsystem, das dem entspricht, was man erwarten kann bei einem Auto, für das fast 250 000 Franken aufgeworfen werden müssen. Und am Lenkrad findet sich nun ein interessanter neuer Regler, mit dem die Fahrwerks- und Motor-Set-ups schnell gewählt werden können (Normal, Sport, Sport plus), sowie ein Knopf, mit dem die Dynamic-Boost-Funktion ausgelöst werden kann. Technisch gesprochen, wird so der Ladedruck aufrechterhalten, auch wenn man kurz vom Gaspedal geht, zum Beispiel vor einer Kurve, um an deren Ende mit vollem Schub hinausbeschleunigen zu können. Das sind diese Momente, wo aus erwachsenen Männern wieder Buben werden. Aber keine Sorge, sie wollen nur spielen!

Manchmal klammert man sich als Durchschnittsfahrer auch einfach mit beiden Händen am Lenkrad fest, je nach Situation mit einem breiten Lachen im Gesicht oder dann mit halb-

offenem Mund vor lauter Staunen über die Möglichkeiten, die einem dieses Auto auf dem Silbertablett serviert. Der Superturbo-Elfer hat zwar mehr Kraft, als man in der Regel brauchen kann, aber er hilft einem dabei, sie auf die Strasse zu bringen. Die Kraft in Zahlen: in 2,9 Sekunden von 0 auf 100 km/h, 330 km/h Höchstgeschwindigkeit, 11,1 Liter Verbrauch im Test. Im Modus Sport plus kommt es vor, dass das Heck in ungestüm angefahrenen Kurven zum Leben erwacht, spät, aber effektiv hilft einem das ESP wieder auf die Spur. Im ganz alltäglichen eidgenössischen Strassenverkehr ist man froh darum. Die hecklastige Auslegung des Allradantriebs wird je nach Situation blitzschnell umverteilt, so dass die Kraftmassen jederzeit verlustfrei auf die Strasse gebracht werden können. Bei starkem Regen ist das sehr angenehm. Wo andere Supersportwagen bald die Souveränität verlieren, bleibt der Turbo S im Wortsinn gradlinig.

Das ist mit ein Grund, warum der neue «Über-Elfer» ein Auto ist, das man einfach gern haben muss: Es trachtet seinem Fahrer nicht nach dem Leben, wie es Kult-Moderator Jeremy Clarkson ausdrücken würde. Der Turbo S will einfach das beste Auto sein, das man je gefahren ist. Das schafft er mit einer coolen Leichtigkeit, die einem – je nach momentaner Fahrsituation –, ich wiederhole: entweder ein breites Lächeln oder ein Staunen mit halboffenem Mund ins Gesicht befördert.

Porsche 911 Turbo S

Leistung: 580 PS / 427 kW, Hubraum: 3800 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 330 km/h
Preis: Fr. 246 600.–, Testauto: Fr. 258 320.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man grüne Oliven den schwarzen vorziehen, oder ist das schon rassistisch?
Anne Seiterle, Schaffhausen

Vorab ein persönliches Geständnis: Allein beim Anblick grüner Oliven werde ich grün im Gesicht, und dies ist kein Widerschein der Frucht. Meine Frau hingegen kann schwarze nicht ausstehen. Ich versuche ihr den Unterschied anthropomorph zu erklären, und da ist die grüne Olive schlicht unreif: junges Gemüse, ein testosterongesteuerter Teen gewissermassen. Die Schwarzen hingegen sind erwachsen. Sie haben was gesehen vom Leben, stehen voll im Saft. Ausgereifte Persönlichkeiten eben. Jetzt mal ehrlich: Was haben Sie denn lieber? *Wolfgang Koydl*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Der Schiffbruch war nicht ein Sieg der Linken, sondern eine Klatsche der Vergessenen.» *René Rohner*

Schielen nach Brüssel

Nr. 7 – «Von oben herab»; Beat Gygi und Florian Schwab über die Abstimmung zur Unternehmenssteuerreform III

Es war schwierig, hier ein Nein in die Urne zu legen. Doch: Das Ganze schmeckte einfach viel zu sehr nach Brüssel. Nach der Nichtdurchsetzung der Masseneinwanderungsinitiative trauen viele der Regierung nicht mehr, denn manche Politiker handeln wie unsere Richter in Lausanne: Sie schielen dauernd nach Brüssel oder Luxemburg und richten ihre Entscheidungen nach deren Kriterien aus. Es wird ein harter Kampf sein, bis die Schweizer wieder dem trauen, was ihnen zur Abstimmung vorgelegt wird. *Hannes Deetlefs, Lütisburg Station*

Es braucht kein neues Steuersystem, es müssen lediglich die Steuervorteile für die Statusgesellschaften abgeschafft werden. Das will die EU. Die Firmen, denen das nicht gefällt, können ihren Sack packen. Das würde auch die Einwanderung etwas mindern, was ja offenbar alle wollen. *Jo Häring, Therwil*

Der Schiffbruch war nicht ein Sieg der Linken, sondern eine Klatsche der Vergessenen. Zahlreiche Mitarbeiter wurden während der letzten drei Jahrzehnte von ihren Arbeitgebern in die Selbständigkeit gedrängt, um Risiken auszulagern. Dabei mussten die meisten ihr Pensionskassenkapital investieren und erleben derzeit die harte Landung. Dass heute ausgerechnet die vielen Wirtschaftsverlierer denjenigen Steuererleichterungen gewähren, die sich gegen jegliche AHV-Verbesserungen stellen, ist kaum anzunehmen. Bevor die Renten der ersten Säule nicht grosszügig nach oben angepasst werden, gibt es für Firmen und deren Eliten von mir keine Zustimmung punkto finanzieller Entlastungen mehr. *René Rohner, Pura*

Mut zum Eingeständnis

Nr. 7 – «Bruchlandung»; Editorial von Roger Köppel

Ich war begeistert von so viel Mut zum Eingeständnis, sich geirrt zu haben. Noch besser ist die Zusammenfassung der Auswirkungen der Volksentscheide (ob richtig oder falsch). Das Volk hat immer recht. Ich hoffe, dass Sie, Herr Köppel, in der Beurteilung von Donald Trump richtigliegen. *Alois Zoll, Meierskappel*

Antireflexe gegenüber dem Ausland sind im Zusammenhang mit der nach wie vor notwendigen Steuerreform nicht angebracht. Viele sind davon ausgegangen, dass es sich um aus-

ländische Unternehmen handle, die von einer Reform profitieren würden. Dem ist aber nicht so. Es betrifft praktisch alle international tätigen Konzerne wie Schindler, Roche, Nestlé, Novartis und natürlich die ganze Breite der KMU, also durchaus gutschweizerische Firmen. Wollen wir die schleichende Abwanderung von Firmen und damit einen drastischen Abbau unseres Wohlstands verhindern, müssen wir schnell eine neue Steuerreform initiieren.

Marius Zimmermann, Küsnacht am Rigi

Reinkarnation von John Wayne

Nr. 7 – «In Afrika warten Millionen»; Kurt Pelda über Flüchtlinge

Mit Bedauern habe ich gelesen, dass Sie die *Weltwoche* nach sieben Jahren für den Zürcher *Tages-Anzeiger* verlassen. Sehr schade, ich lese den *Tages-Anzeiger* nie, da er überwiegend die linke Seite präsentiert. Sie waren einer meiner Lieblingsjournalisten, Ihre Berichte fand ich immer spannend, sie zeugten zum Teil von einem lebensgefährlichen Einsatz. Sie kamen mir wie ein Draufgänger vor, quasi eine Reinkarnation von John Wayne oder Indiana Jones im Mittleren Osten. Weiter so! *Ari Yaraghchi, Winterthur*

Prostitution als Option

Nr. 6 – «Unterdrückt»; Markus Schär über eine Studie zum Schweizer Sexmarkt

«An dem, was normal erscheint, lässt sich am schwersten erkennen, was falsch läuft» (Jane Fonda). Wenn Sex zur Sache wird, wird Frau zum Objekt, Prostitution zur Option und käuflicher Sex zu einem legitimen Recht. Die Freiwilligkeit der Frauen, in dieses Milieu einzusteigen, gilt es (anhand anderer Studien) ebenso in Frage zu stellen wie die Versuche, die Prostitution zu normalisieren. Diesem Mythos zu glauben, setzt voraus, das schädigende Wesen der Prostitution total auszublenden.

Andrea Gehring, Schlattigen

Mitleidige Blicke

Nr. 6 – «Hauptstadt des Laisser-faire»; Mario Cortesi über Biel

Selten habe ich einen treffenderen Artikel über unsere Stadt gelesen. Ich bin nach wie vor viel in der Schweiz unterwegs und habe mich mittlerweile an die mitleidigen Blicke meiner neuen Bekannten gewöhnt, wenn diese erfahren, dass ich aus Biel komme. *Hans-Peter Studer, Biel*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18								19						
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35			36				37				38			
	39								40					41
42									43					
	44						45							

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Tendenziell ein weicher Schleicher

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Real wird die kanadische Stadt erst so. 5 Da fehlt nicht viel für die Rohwurst aus Italien. 11 Er lässt sorgloses Sein schrill ins Gegenteil kippen. 12 Wenn etwas unmittelbar im Anschluss an das Vorangehende geschieht. 14 Von der ‚schwedischen Sphinx‘ den Taufnamen. 15 In Einzelschritte aufgelöst dann so. 16 Jules-Verne-Liebhaber waren im Geiste auch schon darin unterwegs. 17 Morsee liegt immer noch am See, doch der Ort bei Lausanne ist längst französisch. 18 Eine Weile können wir darauf verzichten, doch nicht sehr lang. 19 Leidenschaft, so dann schlicht grauenhaft. 20 Ergibt sich daraus, dass es nicht unabhängig ist. 23 Lesende Feministen kennen sie am besten. 27 Französischer Psychologe, war Gedächtnisforscher. 28 Aufbauend auf Ganzheitlichkeit lehrte sie Gelassenheit. 29 Euphrat und Tigris und jener Staat. 32 AwtoWAS heisst der Hersteller, und wie der Markenname des Autos? 34 Ebenso knapp gehaltene wie elementare Information über uns (dt.). 35 Was Napoleon zum Krieg sagte. 37 Philosophieren heisst auch dies lernen, so Montaigne. 39 Klingt amtlich, ist aber einfach eine Region im Kanton Aargau. 40 Sie zeigen, was man so fühlt. 42 Job, Arbeitsbereich und Fachgebiet. 43 Ein Schweizer in Zürich befindet sich dort. 44 Unverkrampter Wohlfühlort. 45 Erfinder, Motor, Kraftstoff.

Senkrecht — 1 Er, Schrägstrich Sade, und Peter Weiss' Dramentitel ist perfekt. 2 Die ölige Flüssigkeit, nichts für Köche. 3 Ein Würfel wird damit zur Schlange. 4 Sportlich unterweist er andere. 6 Mit K entsteht aus nachfolgenden Buchstaben ein Kohl. 7 Fantastisch, er und seine Roboterträume. 8 Je stärker er brüllt, desto mehr erfüllt er Träume von Formel-1-Fans. 9 Haarbälge haben Drüsen, und die sondern ihn ab. 10 Was die Spanische Treppe für Rom, ist die Potemkinsche dort. 13 Bei diesem Braten ging etwas ziemlich falsch. 14 Bei solcher Art war vielleicht ein gütiger Gott mit im Spiel. 15 Pakistan, jene Stadt irgendwo in Belutschistan. 19 Die einen sehen es als Anspielung, andere als Lebensweisheit. 21 Schlicht geradlinig. 22 Luzern, Touristenstadt wie Werk jenes grossen Russen (1857). 24 Bei den Slawen ist sie als Mythos weiterhin lebendig. 25 Männlich bestimmt, und gar mannhafter als Männer. 26 Der mechanische Widerstand ist eine schwere Belastung. 28 Sozusagen ein fließender Röstigraben. 30 Tätigkeit, die bestimmt besser Gehör verschafft. 31 Bei ihm sucht man vergebens nach Ecken und Kanten. 33 So wie du bist - das muss jener Roussos gewesen sein. 36 Damit verwandelt sich der Berg in Zürich in ein Museum. 38 Kennzeichnung von Pegeln, gefragt ist deren Namensgeber. 41 Was aus dem Norden kommt, ist ein Mitglied der ARD.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 505

T	E	L	E	C	L	U	B		F	A	Z	I	T	
R	A	A		R	R	K	L	A	M	R		A		
E	S	P	E	R	A	N	T	O		R	A	B	I	N
K	O	I	N	E		E	R	N	E	N	N	U	N	G
	U	N	T	I	E	R		Z		D				S
	T		R			S	P	E	K	T	A	K	E	L
P	A	T	E	N	T	E		N	A	R				I
A	N	U		E		E	X	T	R	E	M	I	S	T
R	E	G	U	N	G			R	O	M	O	N	T	
I		E	R	N	E	S	T	A	O	R	D	A	L	
A	L	L	U	E	R	E		T		L	A	R	A	
S		A	K	R	O	N		E	G	A	L	I	T	E

Waagrecht — 1 TELECLUB 6 FAZIT 10 REKLAME 12 ESPERANTO 15 RABIN 17 KOINE 18 ERNENNUNG 19 UNTIER 20 SPEKTAKEL 23 PATENTE 26 NAR (-r) 27 ANU 28 EXTREMIST 31 REGUNG 34 ROMONT 35 ERNESTA (entspricht dem männl. Vornamen Ernst) 37 ORDAL 38 ALLUERE 39 LARA (Ski) 40 AKRON (hier wurden die Anonymen Alkoholiker gegründet) 41 EGALITE

Senkrecht — 1 TREK (engl. f. Treck) 2 LAPIN (franz. f. Kaninchen) 3 CAREI 4 URNERSEE 5 BETR (-unken) 6 FARN 7 AMANDA 8 ZEBU 9 TANG 11 KONZENTRATE 13 SOUTANE 14 ENTRE (franz. f. zwischen) 16 INSELSTAAT 21 KARO 22 TREMOLA 23 PARIAS 24 TUGELA 25 NENNER 29 MORAL 30 INDRI 32 URUK (mesopot. Stadt und auch Epoche) 33 GERO (ergo) 36 SEN (-eca)

Lösungswort — **FESTSTELLUNG**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Freude am Fahren



EINER FÜRS HERZ. EINER FÜR DEN VERSTAND.

DER BMW 2er ACTIVE TOURER MIT xDRIVE,
DEM INTELLIGENTEN ALLRADSYSYSTEM. AB CHF 32 800.--.

BMW 218d xDrive Active Tourer Essential Edition, 110 kW (150 PS), 1995 cm³, 5-Türer, 4,7–4,9 l/100 km, BÄ 5,3–5,5 l/100 km, 124–129 g CO₂/km (Durchschnitt aller immatrikulierten Neuwagen in der Schweiz 134 g/km), CO₂-Emission aus Treibstoffproduktion 21 g/km, Energieeffizienzklasse C–D. Unverbindliche Preisempfehlung CHF 32 800.– (Katalogpreis CHF 36 700.– abzüglich CHF 2 900.– Prämien und, falls zutreffend, CHF 1 000.– Eintauschprämie). Aktion gültig bei allen teilnehmenden BMW Partnern vom 1.2.2017 bis 31.3.2017 (Kundenübernahme 30.4.2017). Alle Preise inklusive 8% MWST. Abgebildetes Fahrzeug enthält Sonderausstattungen: Modell M Sport CHF 4 710.–, Metallic-Lackierung CHF 960.–, Dachreling Schwarz CHF 290.–.